

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1965 ,HEFT 5

JOHANN ANDREAS SCHMELLER

Über Schrift und Schriftunterricht.
Ein ABC-Büchlein
in die Hände Lehrender. (1803)

Herausgegeben von Hermann Barkey

Vorgelegt von Herrn Wilhelm Wissmann
am 8. November 1963

MÜNCHEN 1965

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Die vorstehende Veröffentlichung enthält eine literarische Kostbarkeit – die Wiedergabe einer lange als verloren oder unauffindbar geltenden Handschrift. Es ist die Arbeit eines Achtzehnjährigen: die bisher unveröffentlichte Jugendschrift des bayerischen Sprachforschers und Bibliothekars Johann Andreas Schmeller (1785–1852), eines Freundes und Altersgenossen von Jacob Grimm (1785–1863).

Dieses Jugendwerk Schmellers bedeutet mehr als die bloße Gelegenheitsschrift eines Jugendlichen, die – etwa nur einer flüchtigen Liebhaberei entsprungen – beziehungslos neben den anderen Schriften des Verfassers stünde. Es ist vielmehr der verheißungsvolle Auftakt seiner nachfolgenden sprachwissenschaftlichen Lebensarbeit, das themenreiche Vorspiel seiner späteren bahnbrechenden Hauptwerke, der „Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt“¹ und des „Bayerischen Wörterbuches“² – zweier Werke, die Schmeller zum Schöpfer eines neuen Zweiges der germanischen Philologie erhoben, zum Begründer der wissenschaftlichen Mundartenforschung.

Dem Druck liegt zugrunde eine aus dem Jahre 1803 stammende Handschrift Schmellers. Die vorliegende Ausgabe ist die erste ungekürzte, im Wortlaut des Originals gehaltene Wiedergabe des handschriftlichen Textes. Auch Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden unverändert beibehalten.

Das Vorhandensein dieser Handschrift war nach dem Tode Schmellers in eingeweihten Fachkreisen nicht unbekannt geblieben. Oft wurde beklagt, daß sie nicht im Druck erschienen sei. Schon vor fast 90 Jahren, im Jahre 1877, bedauerte der damalige Gießener Germanist *Karl Weigand* (1804–1876), Mitarbeiter neben Rudolf Hildebrand am Grimmschen Wörterbuch, in seinem Vorwort zur zweiten von G. K. Frommann besorgten Ausgabe von Schmellers „Bayerischem Wörterbuch“: „Leider ist diese Erstlingschrift Schmellers, da sich kein Verleger finden wollte, un-

¹ München 1821.

² Stuttgart und Tübingen 1827–1837. Zweite mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von Georg Karl Frommann, 2 Bände, München 1872–1877.

gedruckt geblieben.“¹ Aber Wünsche und Klagen dieser Art blieben lange ohne die erhoffte Wirkung.

Die zu Beginn des Jahres 1804, unmittelbar nach Vollendung seiner Abhandlung, von dem achtzehnjährigen Schmeller eifrig betriebenen Versuche, in der ihm durch die dort verbrachten Gymnasialjahre vertrauten Landeshauptstadt München einen Verleger zu finden, scheiterten. Auf diese Tatsache bezieht sich wohl auch die angeführte Äußerung Weigands. Nach den im handschriftlichen Nachlaß Schmellers enthaltenen Selbstzeugnissen, Briefen und Tagebüchern ist nicht anzunehmen, daß derartige Versuche, die Handschrift in Druck zu geben, in späteren Jahren von Schmeller wiederholt wurden. Vermutlich führte sie bis zu seinem Tode zusammen mit anderen persönlichen Aufzeichnungen in der Schublade seines Schreibtisches lange Zeit ein verborgenes Dasein.

Dürrtig und primitiv wie die häuslichen Verhältnisse in der „väterlichen Hütte“ ist auch *das Äußere* des dort entstandenen Manuskripts. Seine Größe entspricht in Breite und Höhe genau unseren heute üblichen Schulheften (16×21 cm). Das Ganze besteht aus 29 ungehefteten, in der Mitte gefalteten, lose ineinandergelegten Bogen, so daß jeder einzelne dieser Bogen eine Schreibfläche von 4 Heftseiten ergibt. Der Umfang der Handschrift beträgt somit $29 \times 4 = 116$ vom Verfasser durchnummerierte Seiten, von denen allerdings die beiden letzten nicht mehr beschrieben wurden; der Text endet bereits auf Seite 114 oben nach der 2. Zeile. Die einzelnen Bogen wurden unter sich weder geheftet noch geklebt, sondern nur lose übereinandergelegt, so daß jeder einzelne der 4 Seiten umfassenden Bogen mühelos dem Ganzen entnommen werden kann, ein Nachteil, der die Gefahr des Verlorengehens einzelner Blätter beträchtlich erhöht. Bis auf einen schmalen $2\frac{1}{2}$ cm breiten Rand, markiert durch senkrecht gezogene Bleistiftstriche, ist jede der einzelnen Seiten, abgesehen von einigen tabellarisch angeordneten Übersichten, mit durchschnittlich 16 Zeilen vollbeschrieben. Schmeller entschied sich hier für die deutsche Schrift. Das ist um so auffälliger, als er selbst im Text seiner Abhandlung dem lateinischen Alphabet

¹ Ebenda Bd. 2, S. XVII.

„den Preis des Vollkommensten“¹ zuerkennt und in bezug auf die deutschen Buchstaben meint, daß man „in Deutschland“, außer einigen „patriotischen Menschenfeinden“, „schon so ziemlich von dem Unwerth dieses Alphabets überzeugt“ sei.¹ Die am Rande einiger Seiten angebrachten Striche mit Blau- und Bleistift sowie Bemerkungen in Kurzschrift stammen vermutlich nicht von Schmeller, sondern von späteren Benutzern. Die dem Manuskript anhaftenden Spuren des Alters und der Abnutzung sind bereits deutlich sichtbar: die Tinte ist, abgesehen von einigen Streichungen und offenbar in späteren Jahren von Schmeller vorgenommenen Zusätzen, schon im Begriff zu verblassen, das Papier angeschmutzt und vergilbt – natürliche Folgen des Alters und des häufigen Aufbewahrungs- und Aufenthaltswechsels.

Nach diesen allgemein orientierenden einführenden Vorbemerkungen wird es *Aufgabe des Vorwortes* sein, zunächst auf die Vorgeschichte der bisherigen Veröffentlichungsversuche einzugehen und sich der Betrachtung der einzigen bisher vorliegenden Veröffentlichung der Schmellerschen Jugendschrift zuzuwenden. Es ist die auszugsweise Wiedergabe durch Fritz Techmer im Jahre 1887 (S. V–XVII). Der 2. Teil des Vorwortes gibt Auskunft über die Grundsätze unserer Edition (S. XVII–XX). Der 3. enthält eine kurze Übersicht über Entstehungsgeschichte und Verbleib der Handschrift (S. XX–XXII).

1. Die auszugsweise Wiedergabe der Schmellerschen Jugendschrift durch Fritz Techmer (1887).

Einen leider fast unbekannt gebliebenen Auszug aus der Jugendschrift veröffentlichte 1887 als verspätet erschienenen Beitrag zur 100. Wiederkehr von Schmellers Geburtstag (1885) der Leipziger Sprachwissenschaftler und Phonetiker Fritz Techmer (gestorben 1891), Begründer und Herausgeber der „Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft“.²

¹ S. 23

² „Über Schrift und Schriftunterricht. Geschrieben 1803 von J. A. Schmeller“. In: Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft Bd. 3, Leipzig 1887, S. 127–144.

Die allgemeine Unkenntnis dieser Techmerschen Veröffentlichung hatte für die Schmeller-Forschung des ausgehenden 19., besonders aber für die des 20. Jahrhunderts nachteilige Folgen. Diese bedauerliche Unkenntnis ist die Ursache für die bis in die jüngste Vergangenheit weit verbreiteten, von einigen Schmeller-Forschern immer wiederholten unzutreffenden Behauptungen über den Inhalt der Jugendschrift. Da die Handschrift selbst für sie nicht erreichbar war, so hätte allen nach Techmer schreibenden Schmeller-Forschern dessen Textausgabe ein brauchbarer Ersatz werden können, aus dem sie trotz der formalen Mängel wenigstens den *Inhalt* der Jugendschrift hätten erkennen können. Das geschah jedoch nicht: mit Ausnahme von Paul Ruf, dem verdienstvollen Herausgeber der Tagebücher Schmellers,¹ wurde das Vorhandensein der Veröffentlichung Techmers von allen ihm folgenden Forschern (Edward Schröder, Adolf Matthias, Max Koch, Otto Mausser, Hermann Kunisch) übersehen.

Wie schon angedeutet, weist die Textausgabe Techmers mancherlei Mängel auf. Zu ihnen gehören außer der unvollständigen Titelangabe eine vom handschriftlichen Original abweichende Rechtschreibung und Zeichensetzung und – was am bedenklichsten – zahlreiche eigenmächtige Eingriffe in gewisse Sprachformen des Originals. Wir werden diese Mängel in zusammenhängender Folge und übersichtlicher Anordnung im folgenden einer näheren Prüfung unterziehen.

Aufgabe dieser kritischen Prüfung der Techmerschen Ausgabe ist in erster Linie die Wiederherstellung und Bekräftigung der ursprünglichen Textgestalt der Schmellerschen Handschrift. Dadurch ist bei einem etwaigen Vergleich der Veröffentlichung Techmers mit der vorliegenden künftig jeder Zweifel beseitigt, welche von beiden Ausgaben die originalgetreue Fassung wiedergibt. Verbunden mit der Wiederherstellung der von Techmer bedauerlicherweise vorgenommenen Ausmerzung mundartlicher und altertümlicher Wortformen des Originals zugunsten schriftdeutscher und neuerer Bildungen sind gelegentliche philologische Hinweise auf Herkunft und Vorkommen jener von Schmeller offensichtlich bevorzugten Wortbildungen. Der Herausgeber

¹ Joh. Andr. Schmeller, Tagebücher 1801–1852. Hrsg. von Paul Ruf, 1–3. München 1954–57.

glaubt, dadurch zugleich einen ersten, nicht unwesentlichen Beitrag geliefert zu haben zu einer von der bisherigen Schmeller-Forschung nicht einmal gestellten, geschweige denn gelösten Aufgabe: sie betrifft die Sprache des jungen Schmeller und ihre geschichtliche Entwicklung – eine Frage, die wiederum nur ein Teilgebiet darstellt zu dem umfassenderen Thema seiner Geistesentwicklung.

Über *die Veranlassung zu seiner Veröffentlichung* gibt uns Techmer selbst Auskunft. Nach seinen eigenen Angaben war er von dem Wunsche geleitet, „durch Herausgabe einer wichtigen noch unveröffentlichten Abhandlung“ Schmellers „ein Scherflein“ zu der erwähnten Feier beizutragen.¹ Höchstwahrscheinlich befand sich die Originalhandschrift zu jener Zeit im Besitz von Schmellers Tochter, der damals in München ansässigen Fräulein Emma Schmeller. Nach der gleichen Anmerkung Techmers¹ wurde ihm damals das handschriftliche Original durch Vermittlung des Schmellerbiographen Johann Nicklas (München) vorübergehend zur Einsicht überlassen.

Wesen und Wert der Textwiedergabe Techmers werden ersichtlich durch einen Vergleich mit der Originalhandschrift. Irgendwelche erläuternde Ausführungen über Entstehung, Inhalt und Bedeutung der Jugendschrift hat Techmer seinem Auszug nicht beigegeben. Dies hätte jedoch schon deswegen nahe gelegen, weil der überwiegende Hauptteil der Schmellerschen Jugendschrift nicht pädagogische Fragen behandelt, wie die bisherige Schmeller-Forschung irrtümlich behauptet, sondern phonetische und sprachwissenschaftliche Themen und damit in die auch von Techmer vertretenen Disziplinen fällt. Er beschränkt sich jedoch – von wenigen, unwesentlichen Anmerkungen abgesehen – lediglich auf den Abdruck des Textes.

Über Art und Umfang *der von Techmer vorgenommenen Kürzungen* ergibt ein Vergleich mit dem Original, daß sowohl in den vorderen als auch in den mittleren Teilen der Jugendschrift beträchtliche Streichungen vorgenommen wurden. Gekürzt wurde von Techmer insgesamt an vier verschiedenen Stellen, so daß folgende Abschnitte in Wegfall kamen:

¹ Ebenda Seite 127, Fußnote 1.

1. Seite 1–5 der Handschrift = Seite 3 und 4 unserer Textausgabe. (Vgl. S. 4, Fußnote 2).
2. Seite 38 Abs. 2 – Seite 45 der Handschrift = Seite 16 Abs. 4 – Seite 20, Abs. 1 unserer Textausgabe.
3. Seite 56 Abs. 2 – Seite 66 der Handschrift = Seite 24 Abs. 3 – S. 29, Abs. 1 unserer Textausgabe.
4. Seite 71 Abs. 2 – Seite 94 Abs. 1 der Handschrift = Seite 30 Abs. 5 – Seite 39 Abs. 4 unserer Textausgabe.

Die von Techmer vorgenommene Gesamtkürzung beträgt 44 handgeschiebene Seiten des Originals; das ist weit mehr als ein Drittel der 113 Seiten umfassenden Handschrift. Auch die Einleitung der Jugendschrift,¹ die dem Forscher wegen ihrer heftigen Ausfälle gegen das zeitgenössische Bildungswesen in psychologischer und biographischer Hinsicht von besonderem Reiz ist, fiel dem Rotstift zum Opfer, begründet mit der fragwürdigen Behauptung Techmers, auch Schmeller selbst würde sich zu den gleichen Streichungen entschlossen haben, „wenn er die Schrift in spätern Jahren veröffentlicht hätte“.² Nur 69 Seiten also werden ungekürzt wiedergegeben. Dabei wurden die wichtigsten Abschnitte herausgegriffen und, abgesehen von zahlreichen noch zu erwähnenden eigenmächtigen Wortveränderungen, versentlichen Lesefehlern und Auslassungen, in ihrem ursprünglichen Wortlaut abgedruckt. Den Inhalt der ausgelassenen Abschnitte teilt Techmer jedesmal in fortlaufend angebrachten Fußnoten

¹ Seite 3 f. unserer Textausgabe. Vgl. S. 4, Fußnote 2.

² Techmer Seite 127, Fußnote 1.

Anmerkung:

Zur Vermeidung von Unklarheiten sei hier grundsätzlich folgendes festgestellt: Bei den auf den nachfolgenden Seiten notwendig werdenden Seitenangaben der angeführten Zitate stellen wir durchgehend die Techmersche Seitenzahl voran und lassen ihr diejenige unserer eigenen Textausgabe folgen und zwar der Kürze wegen *ohne* ständige Wiederholung des Zusatzes „unserer Textausgabe“. Seitenzahlen *ohne* besonderen Zusatz beziehen sich somit stets auf die vorliegende Ausgabe.

Abkürzungen: Z. = Zeile,
 v. o. = von oben,
 v. u. = von unten.

mit, so daß der Leser ein nahezu vollständiges Bild von dem Inhalt der Schmellerschen Abhandlung bekommt.

Obwohl Techmer das handschriftliche Original vorlag, haften seiner Textwiedergabe doch mancherlei *Mängel* an. Schon der Titel der Jugendschrift erfährt keine einwandfreie Wiedergabe. Er ist nicht nur unvollständig, sondern auch nicht frei von Willkürlichkeiten. Der Haupttitel der Jugendschrift, „Über Schrift und Schriftunterricht“, wird zwar, wenn auch ohne Anführungsstriche, originalgetreu wiedergegeben. Fortgelassen aber wird ohne jeden Grund der von Schmeller hinzugefügte Untertitel: „Ein ABC-Büchlein in die Hände Lehrender“. Außerdem zeichnet der 18jährige Verfasser nicht wie bei Techmer mit „J. A. Schmeller“, sondern mit dem während seiner letzten Gymnasialjahre sich selbst beigelegten, seinen Tagebüchern entnommenen Vornamen „Habemut“. (Vgl. Seite XXI).

Unberücksichtigt in der Textwiedergabe Techmers bleiben *die von Schmeller nachträglich vorgenommenen Zusätze, Streichungen und sonstigen Änderungen*. Wie allgemein üblich, bringt Techmer jedesmal die letzte Fassung zum Abdruck, unterläßt es jedoch, dem Leser den ursprünglichen Wortlaut in einer Anmerkung mitzuteilen. Diese Angabe der ursprünglichen Fassung hätte sich jedoch wenigstens in einigen wichtigeren Fällen empfohlen, z. B. bei denjenigen Stellen, in denen dem jungen Schmeller im phonetischen Teil seiner Jugendschrift eine anatomische Unrichtigkeit unterlief. Es ist die Streichung des ursprünglich im Text stehenden Wortes „Epiglottis“ und seine nachträgliche Berichtigung in das darüber geschriebene „Stimmrize“. Diese Änderung erfolgte insgesamt an fünf verschiedenen Stellen.¹ Im Gegensatz zu der bereits verblaßten Tinte des gesamten Textes der Originalhandschrift steht das jedesmal darüber geschriebene „Stimmrize“ bis heute noch in tiefem Schwarz, so daß es sich von seiner Umgebung deutlich abhebt. Auch die Form der Buchstaben weicht in mancher Hinsicht von der der übrigen ab. Zieht

¹a) Techmer S. 133, Z. 19 v. o.; S. 13, Z. 3 v. u.

b) Techmer S. 133, Z. 10 v. u.; S. 14, Z. 14 v. u.

c) Techmer S. 133, Z. 7 v. u.; S. 14, Z. 11 v. u.

d) Techmer S. 133, Z. 1 v. u.; S. 14, Z. 4 v. u.

e) Techmer S. 134, Z. 5 v. o.; S. 15, Z. 3 v. o.

man die ebenfalls handgeschriebenen Tagebücher zur vergleichenden Schriftprobe heran, so ergibt sich, daß es die Handschrift des *älteren* Schmeller ist. Tinte und Schriftzüge lassen also erkennen, daß die erwähnte Streichung eine nachträglich vorgenommene Berichtigung darstellt; vermutlich ist es ein Zusatz aus späterer Zeit – eine Tatsache, die in einer wissenschaftlichen Textausgabe nicht unerwähnt bleiben sollte.

Das von Techmer angewandte Editionsverfahren kann somit nicht unwidersprochen bleiben. Die Achtung vor dem Original gebietet auch die Berücksichtigung scheinbarer Nebensächlichkeiten. Wie sich zeigen wird, betreffen die von Techmer vorgenommenen Änderungen aber keineswegs nur belanglose Nebendinge. Die Jugendschrift Schmellers von 1803 weist in ihrer orthographischen und sprachlichen Fassung mancherlei von unserer heutigen Sprachform abweichende Besonderheiten auf. Ihre Gründe liegen nicht nur in der um 1800 üblichen *Rechtschreibung und Zeichensetzung*, sondern auch in gewissen sprachlichen Eigenwilligkeiten und der offensichtlichen Vorliebe des 18jährigen für mundartliche und ältere Wortformen.

Wie bei jeder Wiedergabe älterer und neuerer Texte sieht sich der Herausgeber daher auch hier vor Entscheidungen über die Wahl seiner Editionsgrundsätze gestellt – vor Entscheidungen, über die er der Mit- und Nachwelt Rechenschaft schuldet. Um so befremdlicher wirkt, daß Techmer dem Leser seiner Textausgabe über das von ihm angewandte Editionsverfahren weiter keine Auskunft zu geben weiß, als die unklare und dürftige Bemerkung: „Die Orthographie ist die der I. Z.“¹ – eine Abkürzung, an deren Auflösung der Leser noch erst herumzurätseln hat. Vermutlich ist es eine Abkürzung für die beiden Anfangsworte des Titels seiner Zeitschrift: „Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft“. Über die Zeichensetzung wird nichts gesagt; doch auch *sie* wird geändert. Da Techmer aber nicht nur Rechtschreibung und Zeichensetzung derjenigen seiner eigenen Zeit angleicht, sondern darüber hinaus auch nicht haltmacht vor Eingriffen in Wortgestalt und Wortform des Originals, so ist die erwähnte Bemerkung nicht nur ungenau und zu wenig

¹ Techmer Seite 127, Fußnote 1.

umfassend, sondern auch irreführend: der Leser wird durch sie in den Glauben versetzt, er habe, außer der vermutlich angeglichenen Rechtschreibung, in der Techmerschen Wiedergabe tatsächlich die Originalfassung vor sich – ein bedauerlicher Trugschluß, wie sich zeigen wird.

Soweit die von Techmer veränderte Rechtschreibung und Zeichensetzung nur die Berichtigung offensichtlicher Schreibfehler Schmellers betrifft, entspricht sein Verfahren einem allgemein geübten Brauch und läßt sich verteidigen. Bedenklicher dagegen erscheint im vorliegenden Fall aus sogleich darzulegenden besonderen Gründen die von Techmer durchgehend vorgenommene Angleichung der Schmellerschen Rechtschreibung an die zu seiner Zeit (1887) herrschende. Wenn dies Vorgehen auch einer weitverbreiteten Editionspraxis entspricht, wenn außerdem auch zuzugeben ist, daß Schreibweise und Schriftbild eines Wortes nur sein äußeres Gewand darstellen und veraltete Schreibweisen dem Auge des heutigen Lesers oft als störend erscheinen, so ist doch andererseits unbestreitbar, daß jede Textwiedergabe durch die erwähnten Änderungen den Reiz der Originalität verliert. Doch das ist hier nicht einmal das Entscheidende.

Zwei weitere gewichtige Hauptgründe sprechen gegen das Techmersche Verfahren und seine Wiederholung. Die zur Zeit Techmers gültige Rechtschreibung und die von ihm angewandte Schreibweise ist durch die Rechtschreibungsreform von 1901 schon nicht mehr die heutige, und die von ihm teilweise noch beibehaltenen Dehnungszeichen der Schmellerschen Schreibung sind daher heute bereits ebenfalls veraltet. Würden wir aber heute das Verfahren Techmers wiederholen und in unserer vorliegenden Textausgabe die Rechtschreibung Schmellers der heutigen ebenfalls angleichen, so würde auch *sie* höchstwahrscheinlich schon in absehbarer Zeit von der Entwicklung überholt sein. Denn: wird bei dem in unserer ungestüm vorwärts drängenden Zeit immer lauter und eindringlicher ertönenden Ruf nach einer abermaligen Rechtschreibungsvereinfachung dasselbe in wenigen Jahren oder Jahrzehnten nicht auch von der *heute* noch üblichen Schreibweise gelten? Wer vermöchte dann aber bei dieser ständig fortschreitenden Entwicklung und der damit verbundenen Angleichung des Originals an die jeweils herrschende Norm

schließlich noch festzustellen: was bei einer Textwiedergabe ist Original und was zeitbedingte Schreibweise des Herausgebers?

Und noch ein weiterer und zwar besonderer Grund muß gegen die von Techmer vorgenommene Änderung der Schmellerschen Rechtschreibung angeführt werden. Die Jugendschrift selbst nimmt wiederholt zu Fragen der Rechtschreibung Stellung und enthält in ihren phonetischen und sprachwissenschaftlichen Abschnitten längere Ausführungen über dieses Thema.¹

Der junge Schmeller erscheint dabei als energischer Verfechter einer radikal durchgreifenden Reform im Sinne des phonetischen Prinzips. Möchte der Leser nun aber wissen, ob und inwieweit der reformfreudige 18jährige Verfasser seine so temperamentvoll vorgetragene Rechtschreibungstheorie *selber* verwirklicht und in die Tat umsetzt, möchte der Leser ferner feststellen, wie sich der jugendliche Rechtschreibungsreformer in dieser Hinsicht zu seinen von mir nachgewiesenen Vorbildern Olivier, Adelung und Klopstock verhält, ob er seinem Hauptgewährsmann, dem orthographisch radikalen Klopstock, folgt oder dem in dieser Frage gemäßigten Adelung – dann läßt ihn die Techmersche Textausgabe gänzlich im Stich. Ja, mehr noch: sie verleitet ihn sogar zu falschen Schlüssen. Denn bei Techmer ist alles nivelliert, eingeebnet in die zu seiner Zeit herrschende Rechtschreibung. Schon aus *diesem* Grunde hätte Techmer im vorliegenden Fall von der sonst vielfach üblichen Angleichung der Rechtschreibung absehen und einer auch in orthographischer Hinsicht originalgetreuen Textgestaltung den Vorzug geben sollen.

Schwererwiegend noch als die erwähnten Änderungen von Rechtschreibung und Zeichensetzung sind *die Eingriffe Techmers in gewisse Wortformen des Originaltextes*. Als Belege greifen wir aus der großen Zahl von Beispielen nur einige heraus und beginnen mit den leichteren Fällen dieser Art.

Dahin gehört:

1. Die Abänderung der Schmellerschen Formen „Enthusiasm“² und „Organism“³ in die gebräuchlicheren „Enthusiasmus“ und „Organismus“.

¹ Seite 29 f., Seite 33–39.

² Techmer Seite 129, Z. 8 v. o.; Seite 7 Z. 3 v. o.

³ Techmer Seite 133 Z. 12 v. o.; Seite 13 Z. 10 v. u.

2. Die Verwandlung des altertümlichen „Sionswächter“¹ in „Zionswächter“.
3. Der Schmellerschen Wendung: „unter den schon bestandnen“ gibt Techmer die Fassung: „unter den schon vorhandenen“.²
4. Das fehlerhafte „Sulevament“ Schmellers wird ohne erläuternden Zusatz berichtigt in „Sublevamen“³.
5. Das Schmellersche „dringt“ („Hier dringt sich die nicht unnatürliche Frage auf . . .“)⁴ erscheint bei Techmer als „drängt“.

Diese zuletzt angeführte Änderung ist um so auffallender, als das von Schmeller gebrauchte „dringt“ ja keineswegs als Fehlgrieff im Ausdruck anzusehen ist, sondern als eine dem 18. Jahrhundert durchaus geläufige Form. Auch Lessing verwendet wie der junge Schmeller dieses „aufdringen“ im gleichen Sinne, nämlich in der Bedeutung des im 19. Jahrhundert gebräuchlicher gewordenen „aufdrängen“: „. . . diesen bessern [Gott] der ganzen Welt als besten aufzudringen . . .“⁵

Sämtliche Änderungen Techmers erfolgen ohne entsprechende Erklärungen oder Anmerkungen.

Ferner sei verwiesen auf den in Schmellers Jugendschrift festzustellenden, von der Sprache des 19. und 20. Jahrhunderts abweichenden Gebrauch der Fälle bei dem Zeitwort „gelten“ und dem Verhältniswort „ohne“. Wie vor ihm der junge Goethe so gebraucht auch der 18jährige junge Schmeller in seiner Jugendschrift das Zeitwort „gelten“ ausnahmslos mit dem Akkusativ. In bezug auf die Mundart heißt es dort „Gilt aber der verachtende Blick jene Sprachart . . .“⁶ Techmer ändert, setzt an die Stelle des vierten den dritten Fall und schreibt: „jener Sprachart“. Anders dagegen verfährt er beim zweiten Beispiel: „. . . so bald aber eine Sache mehrere, viele, unzählige gilt . . .“⁷ In diesem letzten Beispiel folgt Techmer sonderbarerweise dem Original und behält den Akkusativ bei. Daß der Gebrauch des Ak-

¹ Techmer Seite 139 Z. 9 v. o.; Seite 30 Z. 16 v. u.

² Techmer Seite 136 Z. 11 v. o.; Seite 21 Z. 15 v. u.

³ Techmer Seite 142 Z. 8 v. u.; Seite 44 Z. 12 v. u.

⁴ Techmer Seite 136 Z. 17 v. u.; Seite 22 Z. 8 v. o.

⁵ G. E. Lessing: „Nathan der Weise“. II₅. (1779). Sämtliche Schriften, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1838 2. Bd. Seite 249.

⁶ Techmer S. 140, Z. 4 v. u.; S. 41, Z. 12 v. u.

⁷ Techmer S. 135, Z. 5 v. u.; S. 21, Z. 1 v. o.

kusativs bei Schmeller keineswegs ein Versehen war, zeigt ein Blick in die Sprache des 18. Jahrhunderts: außer dem jungen Goethe verwenden u. a. auch Lessing und Joh. Heinrich Voß die gleiche Konstruktion.

Die zweite von Techmer vorgenommene Kasusänderung bezieht sich auf den *Gebrauch des Verhältniswortes* „ohne“. Abweichend von der heutigen und der Sprache des 19. Jahrhunderts erscheint es in der Jugendschrift in sämtlichen der vier verschiedenen Stellen seines Vorkommens mit dem 3. Fall:

1. „... und ohne diesem Beisatze“.¹
2. „... wo es ohnedem schon . . . vorhanden war“.²
3. „... ohne dem Werthe . . .“.³
4. „... wie ohne diesem der Fall ist . . .“.⁴

Die drei erstgenannten Beispiele gehören zufällig denjenigen Abschnitten der Jugendschrift an, die Techmer in seiner auszugsweisen Wiedergabe fortließ; sie scheiden daher für einen Vergleich aus. Nur das zuletzt angeführte Beispiel kommt auch bei Techmer zum Abdruck. Hier aber wird der Dativ „ohne diesem“ in die Zusammenziehung „ohnedies“ abgeändert. Der junge Schmeller folgt auch hier einem weit verbreiteten Sprachgebrauch früherer Jahrhunderte, wie er unter anderem auch bei Luther, Fleming, Lessing, Kant, Goethe und nach dem Urteil des *älteren* Schmeller auch in dessen bayererischer Heimat anzutreffen ist.⁵

Als weitere Eingriffe Techmers in den Originaltext seien noch erwähnt die Abänderungen älterer bzw. mundartlicher Formen wie „Eckel“ und „eckelhaft“ in die Formen mit langem e: „Ekel“ und „ekelhaft“, desgleichen von „treten“ in „treten“, von „fodern“ in „fordern“. Ferner wird die von Schmeller gebrauchte altdeutsche Relativpartikel „so“ in die nhd. Entsprechung „die“ verwandelt, das vorwiegend dem 16. und 17. Jahrhundert angehörende „izt“ durch das nhd. „jetzt“ ersetzt und

¹ Fehlt bei Techmer infolge seiner Kürzungen; S. 25, Z. 2 v. o.

² Fehlt bei Techmer infolge seiner Kürzungen; S. 28, Z. 5 v. o.

³ Fehlt bei Techmer infolge seiner Kürzungen; S. 33, Z. 15 v. o.

⁴ Techmer Seite 136, Z. 8 v. u.; S. 22, Z. 19 v. o.

⁵ Joh. Andr. Schmeller: „Bayer. Wörterbuch, zweite mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe“. Bearbeitet von G. K. Frommann, München 1872, Bd. 1 Spalte 83 f.

das alte Diminutiv-Suffix -gen („Bächgen“) von Techmer in das klanglich unschöne „Bächchen“ abgeändert.

Ausreichende Kenntnis und Sicherheit in der Anwendung der entsprechenden *schrift*deutschen Ausdrücke wird man dem nach Ausweis seiner Jugendtagebücher eifrigen Bibliotheksbesucher, dem sehr belesenen und sprachwissenschaftlich schon stark interessierten 18jährigen Gymnasialabiturienten wohl zutrauen dürfen, und daß die vorausgehend besprochenen Eigentümlichkeiten der Schmellerschen Ausdrucksweise keine versehentlichen Schreibfehler sind und bei der Edition nicht als solche behandelt werden dürfen, ergibt sich schon aus der ausnahmslos ständigen Wiederkehr und der Häufung der Beispiele. Ihr Vorkommen in der Jugendschrift muß also einer wohlüberlegten, vorgefaßten Absicht entsprungen sein, und die sollte auch bei einer nur auszugsweisen Textveröffentlichung wie derjenigen Fr. Techmers nicht verwischt, sondern der Nachwelt erkennbar sein.

Die von Techmer vorgenommene Beseitigung mundartlicher Formen bildet eine Parallele zu dem oben auf Seite XII über die Frage seiner Rechtschreibungsangleichung Geagten: außer den erwähnten Äußerungen des jungen Schmeller zur Rechtschreibungsreform enthält die Jugendschrift¹ in ihren sprachwissenschaftlichen Abschnitten auch Betrachtungen über das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache, und zwar über Ausdruckskraft und Ausdruckswert mundartlicher Redeweise. Es sind Betrachtungen, in denen schon der 18jährige, obwohl in seiner geistigen Grundhaltung überzeugter Anhänger der alles Mundartliche ablehnenden Aufklärung, mit auffallend bemerkenswertem Nachdruck als beredter Anwalt der Mundart auftritt – Gedanken, in denen wir die ersten uns erhaltenen Vorboten seiner künftigen sprachwissenschaftlichen Lebensarbeit erblicken dürfen. Der Leser der Techmerschen Textwiedergabe, der nach der Lektüre jener Betrachtungen wie oben bei der Rechtschreibungsfrage nun auch in *diesem* Falle die Probe aufs Exempel machen möchte und die Sprache der Jugendschrift nach mundartlichen Bestandteilen untersucht, der wird durch die von Techmer auch auf diesem Gebiet vorgenommenen Angleichungen

¹ Techmer S. 140 f.; S. 41 f.

abermals im Stich gelassen und – was schlimmer – wiederum zu falschen Ergebnissen geführt, zu der unzutreffenden Feststellung nämlich, der junge Schmeller habe in seiner Jugendschrift alles Mundartliche gemieden. Denn auch hier ist bei Techmer alles eingeebnet in die entsprechenden Formen der nhd. Schriftsprache.

Die Bevorzugung aller hier aufgeführten mundartlichen und älteren Sprachformen wird man nicht als zufällig und unbeabsichtigt abtun können. Dagegen spricht außer der Zahl und dem Gewicht der erwähnten Beispiele die mit Vorbedacht getroffene Wortwahl wie überhaupt die überall sichtbare Sorgfalt des jugendlichen Verfassers in der Stilisierung seiner Gedanken. In ihrer Gesamtheit deuten alle jene sprachlichen Besonderheiten auf eine gewisse Absicht des Verfassers und lassen einen hervorstechenden Zug in der Geisteshaltung des jungen Schmeller erkennen: seine schon in der Jugendschrift zum Ausdruck kommende Vorliebe für mundartliche und altertümliche Wortbildungen – eine Tatsache, welche für die Erkenntnis der Stellung des 18jährigen zur Mundart und älteren Sprache sehr aufschlußreich ist, von der bisherigen Schmellerforschung jedoch nicht erkannt wurde.

So gestattet uns die Feststellung jener Vorliebe des jungen Schmeller sogar einen Einblick in seine Geistesentwicklung. Jene sprachlichen Eigentümlichkeiten sollten daher bei einer Drucklegung seines Jugendwerkes der Nachwelt nicht vorenthalten werden. Sie aber kurzerhand auszumerzen, dem Leser obendrein durch Fortlassung jeglicher Anmerkungen ihr Dasein ganz zu verschweigen und sie durch nhd. Wortformen zu ersetzen, das überschreitet die Rechte des Herausgebers und erscheint uns als unstatthafter Eingriff in die Originalgestalt des Werkes. Es geht außerdem weit hinaus über die eingangs auf Seite X f. angeführte, von Techmer über seine Textgestaltung gegebene dürftige und obendrein unklare Erklärung: „Die Rechtschreibung ist die der I. Z.“, woraus der Leser erraten mag, daß *nur* die *Rechtschreibung* geändert, in allen übrigen Fragen aber die Originalfassung des Textes wiedergegeben sei.

Abschließend sei zu der schon angedeuteten Frage nach der etwaigen Notwendigkeit der von Techmer vorgenommenen Änderungen noch folgendes festgestellt.

Die Jugendschrift Schmellers kann nach Wesen und Bedeutung nur der wissenschaftlichen Forschung von Interesse sein. Sie ist keine Unterhaltungslektüre, von der etwa für einen erweiterten Leserkreis eine gemeinverständliche, von mundartlichen und altertümlichen Bestandteilen gereinigte Volksausgabe herzustellen wäre. Auch das von Techmer für seine Veröffentlichung gewählte Organ, die von ihm begründete „Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft“, ist eine wissenschaftliche Zeitschrift bestimmt für wissenschaftlich gebildete und gerade sprachwissenschaftlich interessierte Leser, denen das Lesen älterer Texte weder Schwierigkeiten noch Unbehagen verursacht und denen die Erkenntnis der angeführten sprachlichen Besonderheiten des Schmellerschen Jugendwerkes nicht unmöglich gemacht werden sollte – eines Werkes, in dem ein jugendlicher Verfasser durch die erwähnten Eigentümlichkeiten unbewußt bereits Vorklänge seiner späteren Lebensarbeit anklingen läßt.

2. Editionsgrundsätze

Für die Textgestaltung wie überhaupt für *die Wahl der Editionsgrundsätze* waren größtmöglichste Originaltreue und leichte Lesbarkeit bestimmende Leitgedanken. Der Grundsatz der Unantastbarkeit der Quelle und die Achtung vor dem Original standen dabei jedoch im Vordergrund. Die verständliche und berechtigte Scheu des Herausgebers vor eigenmächtigen Änderungen wird der kritische Leser zu würdigen wissen. Sie entspringt einem Gefühl der Pietät vor dem Jugendwerk eines Mannes, dessen Größe als Mensch und Gelehrter verpflichtet.

Die gleiche Auffassung leitete mich auch bei meiner 1935 veröffentlichten auszugsweisen Wiedergabe der Abhandlung Schmellers von 1812, „Hinsicht aufs Vaterländische in der Erziehung“.¹ Auch die in den Jahren 1954–1957 von P. Ruf veranstaltete Veröffentlichung der Tagebücher Schmellers beruht im wesentlichen auf den gleichen Editionsgrundsätzen – einer Einheitlichkeit, welche der Schmellerforschung nur förderlich sein dürfte.

Aus den vorausgehend erwähnten Grundsätzen der Textgestaltung ergibt sich für uns die Unterlassung aller eigenmächtigen

¹ In: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Berlin 1935. Heft 3/4, S. 121–142.

Änderungen und Eingriffe, insbesondere der selbstverständliche Verzicht auf die von Techmer vorgenommene Beseitigung mundartlicher und älterer Sprachformen. Auch Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden unverändert beibehalten, ohne dabei jedoch die Abweichung von der heutigen Schreibweise und die Richtigkeit der originalgetreuen Wiedergabe jedesmal durch die in ihrer Häufigkeit störenden Klammern zu bekräftigen. Der Herausgeber war bestrebt, die größtmöglichste Originaltreue mit einer flüssigen Lesbarkeit des Textes zu verbinden, auf die ständig wiederkehrenden „sic“-oder „so“ jedoch zu verzichten. Auf der gleichen Seite angebrachte Fußnoten sorgen in Zweifelsfällen für die erforderliche Klarheit. Um dem Leser das zeitraubende und ermüdende Nachblättern zu ersparen, wurde von einer Zusammenfassung solcher Anmerkungen in einem besonderen Anhang am Ende des Textes abgesehen.

Die von Schmeller angewandte Rechtschreibung wurde von ihm nicht überall einheitlich durchgeführt. Sie bedarf daher einer kurzen Erklärung. Um die zur Erläuterung notwendigen Fußnoten auf ein Mindestmaß zu beschränken, sei daher zur schnellen Orientierung des Lesers das Grundsätzliche an dieser Stelle in übersichtlicher Kürze zusammengestellt.

Für die von unserer heutigen Rechtschreibung abweichenden Besonderheiten der Schmellerschen Schreibweise sind drei Gründe erkennbar:

der damalige Stand der Rechtschreibung,
gewisse Eigenwilligkeiten des jungen Schmeller
und seine Vorliebe für mundartliche und altertümliche Sprachformen.

Aufs einzelne gesehen lassen sich diese Besonderheiten in übersichtlicher Anordnung wie folgt zusammenfassen:

1. *Die Schreibung der s-Laute:*

- a) ss für heutiges ß („geniessen“, „große“)
- b) ß für heutiges ss („Verhältnisse“, aber auch: „Verhältnisse“)
- c) s für heutiges ß in der Vorsilbe miß („mislungen“, „Misverstand“, „blos“, das „Bischen“, „Gewisheit“)
- d) ß statt heutiges s in der Endsilbe -nis („Kenntniß“, „Verhältniß“, „Bedürfniß“, „indeß“)

2. *Die oft abweichende, aber nicht folgerichtig durchgeführte Schreibung der z-Laute:*
 - a) z für heutiges tz („troz“, „zum Troze“, „Geseze“, „Grundsaze“),
 - b) umgekehrt tz für heutiges z („Kreutz“, „Reitz“); daneben aber finden sich auch unserer heutigen Rechtschreibung entsprechende Formen wie „reizlos“ usw.
3. *Die ebenfalls nicht einheitliche Schreibung der t-Laute:* („Brod“, „todten Behältnisse“ statt „toten“, „das begriff-tödtende Gewand“).
4. *Die zum Teil mundartlich bedingte, oft unterlassene Verdoppelung der Liquida m und n:* („das vollkomenste“, „verkömt“, „vorkomen“, „unbestimt“, „Gramatiker“, „einnimt“, „manigfaltig“, „kan“; aber daneben auch wieder „kennt“).
5. *Die Fortlassung des Dehnungs-e in der Endsilbe der Verbalformen auf -ieren* („persifiren“, „inchoiren“, „imponirend“).
6. *Die Verwendung des Dehnungs-h* („Rath“, „Theil“, „nothwendiger“).
7. *Der Gebrauch des y statt i in den Formen* „sey“, „seyn“ und umgekehrt des i für y in den griechischen Wörtern „Sistem“, „synonimisch“ und „Labirinth“.
8. *Mundartliche und altertümliche Besonderheiten* wie „Eckel“ und „eckelhaft“ statt „Ekel“ und „ekelhaft“, „fodern“ statt „fordern“, „Foderung“; „tretten“ statt „treten“, „tratt“ statt „trat“; „Übertretung“, „vertretten“.

Auch die von Schmeller nachträglich vorgenommenen Änderungen wie Strichungen, darüber geschriebene und eingefügte Worte, Wortgruppen und Sätze wurden bei der Textwiedergabe berücksichtigt und als solche kenntlich gemacht: zum Abdruck gelangt jedesmal die von Schmeller gewollte letzte Fassung; die in ihr enthaltenen Änderungen Schmellers werden vom Herausgeber in einer Fußnote angezeigt, so daß der philologisch und stilkundlich interessierte Leser auch den *ursprünglichen* Wortlaut und somit die Änderungsabsichten Schmellers zu erkennen vermag.

Die dem Druck zugrunde liegende Handschrift ist *das einzige handgeschriebene Original*. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der junge Schmeller nach erfolgter Ausarbeitung und Niederschrift seiner Abhandlung noch eine oder gar mehrere Abschriften mit etwa abweichenden Varianten anfertigte. Weder in den Tagebüchern Schmellers noch in den übrigen Teilen seines Nachlasses finden sich irgendwelche Anhaltspunkte dafür. In den entsprechenden Tagebucheintragungen spricht Schmeller immer nur in der Einzahl als von seinem „Manuskript“. Auch andere Gesichtspunkte sprechen gegen die Annahme des Vorhandenseins zweier oder gar mehrerer Handschriften. Derartige Vervielfältigungen hätten nur durch mühsames und zeitraubendes Abschreiben hergestellt werden können; dazu aber fehlte während des nur wenige Monate umfassenden Aufenthalts im heimatlichen Rimberg offenbar Zeit und Absicht. Diese Monate waren voll ausgefüllt mit den eifrig betriebenen, zeitraubenden Versuchen eines Flugzeugbaues, mit der Ausarbeitung und Niederschrift seiner Abhandlung und den landwirtschaftlichen Arbeiten auf dem elterlichen Acker. Da der 18jährige außerdem wegen drängender Geldnöte und des erhofften Honorars eine beschleunigte Drucklegung seiner Schrift erstrebte und sich in unmittelbarem Anschluß an die Rimberger Monate schon am 3. Januar des folgenden Jahres 1804 nach München auf die Suche nach einem Verleger begab, so mußte ihm schon deswegen die mühsame Arbeit des nochmaligen Abschreibens als überflüssig erscheinen. Aus den angeführten Gründen dürfen wir daher die uns erhaltene Handschrift als das einzige handgeschriebene Original bezeichnen.

Für die Edition ergibt sich aus dieser Tatsache der Fortfall aller textkritischen Untersuchungen und des kritischen Apparates.

3. Entstehungsgeschichte und Verbleib der Handschrift

Entwurf und Niederschrift des Schmellerschen Jugendwerkes fallen in den Herbst und Frühwinter des Jahres 1803. Unschlüssig über den einzuschlagenden Berufsweg, begab sich der damals 18jährige nach erfolgreichem Abschluß seiner Münchener Gymnasialzeit (Sommer 1803) vorübergehend in das elterliche Heim nach Rimberg. Hier unter dem „väterlichen Strohdach“, im

Hause der über alles geliebten Eltern, schrieb er im angenehmen Wechsel zwischen ländlicher Arbeit, schriftstellerischer Betätigung und den Versuchen zum Bau einer „Luftmaschine“ die vorliegende Schrift, seine erste größere Abhandlung. Wir nennen sie in unseren Ausführungen kurz die Jugendschrift.

Der von Schmeller als Verfasser gewählte Vorname „Habemut“ erfordert eine kurze Erklärung. Er wurde seinen Tagebuchaufzeichnungen entnommen und gibt uns einen interessanten Aufschluß über die mannigfachen inneren und äußeren Nöte seiner Jugendzeit. Aufgewachsen in drückender, tief und bitter empfundener Armut, in ständigem Kampf mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten, bedurfte der zu seelischer Niedergeschlagenheit neigende Jüngling immer wieder des ermunternden Zuspruchs. In solchen Anwandlungen der Verzagttheit gab er sich in den Selbstgesprächen seiner Tagebuchaufzeichnungen den Namen „Habemut“. Es ist der Ausdruck eines um seine innere und äußere Selbstbehauptung Ringenden, der ermutigende Anruf seiner selbst gegenüber den ihn bedrängenden mannigfachen Nöten.

Nicht weniger interessant sind Verbleib und Geschichte der Handschrift. Ihre Darlegung würde den Rahmen eines Vorwortes überschreiten. Erwähnt sei hier nur kurz das Verhältnis der Handschrift zu *Pestalozzi*. Als sich der Anfang Januar 1804 vom Elternhaus nach München zurückgekehrte junge Schmeller im Juni des gleichen Jahres zur Auswanderung entschloß, da befand sich unter den geringen Habseligkeiten des völlig Mittellosen auch die wenige Monate zuvor im elterlichen Hause entworfene Handschrift. Auf seiner Wanderung durch die Schweiz wurde sie bei seinem Eintreffen in Burgdorf sogleich Pestalozzi zur Begutachtung vorgelegt und bei Fortsetzung seiner Reise nach Spanien in dessen Institut zurückgelassen.

Trotz aller wechselvollen Ereignisse wurde uns das wertvolle Manuskript bis heute erhalten. Durch ein glückliches Geschick überstand es auch die Wirren der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Nur das Titelblatt ging verloren. Lange Zeit betrachtete man die Handschrift als unauffindbar oder *verloren*. Auch Paul Ruf¹ bezeichnet sie in seiner 1954 erfolgten Veröffentlichung der Tage-

¹ Tagebücher Schmellers. Bd. 1 S. 29*, Fußnote.

bücher Schmellers als „verschollen“. So konnte sie in der Tat als „Verlorene Handschrift“ gelten. Erst nach mühevolem, lange vergeblichem Suchen gelang es, sie ausfindig zu machen. Ich fand sie, die schon Verlorengedachte, im Privatbesitz des Schmeller-Biographen Johannes Nicklas, München. Mehr als eineinhalb Jahrhunderte nach ihrer Entstehung tritt sie nun erstmalig im Gewande ihrer Originalgestalt den Weg in die Öffentlichkeit an.

Am Schluß des Vorworts bleibt mir nur noch die angenehme Pflicht des Dankens. Mein Dank gilt zunächst ganz allgemein allen denjenigen Behörden und wissenschaftlichen Instituten, deren Auskünfte und Hinweise zwar nicht zur Auffindung der Handschrift führten, die mir aber dennoch nach Kräften die Suche nach ihr zu erleichtern bestrebt waren. Es sind dies das Bayer. Kultusministerium, die Bayer. Staatsbibliothek, das Bayer. Staatsarchiv, die Münchener Universitätsbibliothek und die Bayer. Akademie der Wissenschaften. Besonderen Dank aber schuldet der Herausgeber der Bayer. Staatsbibliothek außerdem für die Benutzung ihrer Handschriftenabteilung, des Realkataloges und der sonstigen reichen Hilfsmittel, insbesondere aber für die gewährte Erlaubnis zum Studium des handschriftlichen Nachlasses Schmellers. In diesen besonderen Dank sei nicht zuletzt das Bayer. Kultusministerium einbezogen. Der Herausgeber fühlt sich ihm besonders verpflichtet für das gewährte Vertrauen und die großzügig erteilte Genehmigung zur ungehinderten Durchsichtung der Aktenbestände dieser Behörde. Erst mit Hilfe dieser Archivalien war es möglich, gewisse Lücken der übrigen Quellen zu schließen.

Mit der Abtragung der hier bekundeten Dankesschuld verbindet der Herausgeber zugleich den Ausdruck der Freude – der Freude über die trotz aller zahlreichen Wechselfälle erfolgte Bewahrung der Handschrift vor Verlust und Vernichtung während eines mehr als eineinhalb Jahrhunderte umfassenden Zeitraumes: von den friedlichen Tagen in der Obhut Pestalozzis bis über die zerstörenden Wirkungen des Bombenkrieges hinaus. Äußerlich gesehen sind es zwar nur unscheinbare Blätter, dürftig und vergilbt wie das „väterliche Strohdach“, aber dennoch ein Kleinod – geweiht durch die Hände des großen Schweizers.

Über Schrift und Schriftunterricht. Ein ABC-Büchlein in die
Hände Lehrender.

Von Habemut.

Geschrieben 1803.

Schriftunterricht, wie er bisher war.

1 Beinahe möchte man glauben, der Mensch sey ein geborner Nachbeter, wenn man nicht bei näherer Untersuchung fände, daß es erst die Erziehung ist, die die Mühe auf sich nimmt ihn in diesen beliebten Orden zu erheben. Sie ist also die Mächtige, unter deren Schutze Gedankenlosigkeit und Sklaverei freien Zugang und die gemächlichste Sicherheit im Besitze ihrer Eroberungen geniessen. Ihr gebührt der Dank, daß in der Welt so recht geruhig
 2 alles bei'm Alten oder doch immer bei dem bleibt, was einige wenige mit Feder, Kreutz, oder Zepter dem folgsamen Geist der Zeit an die Flügel binden.

Wahrlich grosse Thaten, die bei'm ersten Anblick zur gewissen Erwartung zu berechtigen scheinen, daß die Mittel, deren Wirkungen sie sind, ihnen an Grösse wenigstens nichts nachgeben. Allein es zeigt sich bald, daß sich diese Erwartung auf eine allzu voreilige Schlußfolge gründet.

Der Spielball der Erziehung ist der junge Mensch. Bei der keimenden Knospe geht das Spiel von Wirkung und Gegenwirkung in ganz umgekehrtem Verhältnisse vor sich; der grosse Einfluß bewirkt weniger als der kleine, denn er zerstört die zarte
 3 Organisation, – und nur der kleine, ihr angemessen, ist im Stande, die gewünschte Wirkung hervorzubringen: ebenso hat die Erziehung, die Erziehung, wie die Geschichte des Tages sie aufweis't, nur kleine, dem Anschein nach ganz wirkungslose Remedien, mit denen sie aber, um ja jenen erwähnten Erfolg nicht zu verfehlen, ihr Schlachtopfer je eher je lieber ergreift, und unter denen der erste Unterricht oder vielmehr die Art dieses ersten Unterrichts gewiß nicht erst den zweiten Platz einnimmt.

Diesen ersten Unterricht, welcher Erwachsener kennt ihn nicht, und wo ist jener, der sich nicht mit inniger Wehmuth der goldnen
 4 Tage erinnerte, wo ihn ein grämlicher Informator, oder der dü-

stere Gebieter einer noch düsterern Dorfschule von Puppe oder Küche en mignature, von Steckenpferd oder Ball, von Schlitten oder Schneemann weg, hinrief zum ABC, Einmaleins und Katechismus!

Es ist schwer zu entscheiden, welcher von diesen drei Popanzen den höchsten Platz in der Folterkammer des menschlichen Verstandes verdiene. Alle drei sind sie als Meister-Stücke in ihrer Art zu wirken zu betrachten. Wodurch benimmt man dem genäsigen Nagethierchen eher seinen Appetit nach Nüssen, als dadurch, daß man ihm nichts als die leeren, bittern Hülsen vorwirft; und wodurch dem menschlichen Verstande eher sein innigstes Bedürfniß nach der Kenntniß von Sachen und ihren Verhältnissen, als dadurch, daß man ihn mit schwarzen und weissen Strichen, leeren¹ Tönen und dem allmächtigen „es ist so, weil es so ist“ ausspeis't?

Die Zeitfolge allein, welche diese drei Zweige des ersten Unterrichts in Ergreifung der jungen Knospe gewöhnlich beobachten kann für einen derselben den Ausschlag eines vorzüglichen Grades von Verderblichkeit geben, und dann geht gewiß das ABC den beiden übrigen voran.

Der Name klingt sonderbar! – allein verdient eine sonderbare Sache nicht auch einen ihr angemessenen Namen, ist die Karrikatur je derselben Würdigung werth, die dem natürlichen Vorbilde zukömmt, soll man das ABC, von seinen Verfechtern zwar als Kunst zu schreiben und zu lesen betitelt, soll man ihm den ehrwürdigen Namen Schrift beilegen, der einer Sache zukömmt, die von ihm so verschieden ist?

²Die grosse Revolution, die in neuern Zeiten alle Reiche unsers Wissens ergriffen, und alles Menschliche den Menschen so viel näher gerückt zu haben scheint mußte nothwendig auch einer³ so wichtigen Sache, wie die erste Erziehung, der erste Unterricht, und besonders der folgenreichste Zweig desselben, der Unterricht in der Schrift ist, seine Vertheidiger vor dem Tribunale der Wahrheit verschaffen. Sie that es. Schwach und timide waren zwar die ersten Laute der Verbesserung, die sich hie und da vernehmen

¹ voraufgehendes „und den“ nachträglich durchstrichen.

² Hier beginnt die gekürzte Wiedergabe von Fritz Techmer.

³ Ursprünglich: „der“.

liessen, etwas in's Lächerliche ziehend manchmal, aber doch immer aus dem besten Willen entsprungen, und die mehrvermögende Thatkraft erregend. Von dem wohlgemeinten Rathe an, den Jungen ein von Honigkuchen verfertigtes ABC einzugeben, 7 machten die Vorschläge und Versuche, den unbärtigen Wandern ihren Dornenpfad zu erleichtern keine Pause mehr; doch wollte keiner auch nur zur Hälfte das leisten, was man so sehnlich wünschte und erwartete. Das ABC blieb den Jungen noch eben so qualvoll und eckelhaft,¹ als es zuvor war.

Dieß brachte mehrere der heldenkendsten, und eben deswegen edelsten Männer, innigste Feinde des Zerknickens kaum aufbrechender Knospen auf die Vermuthung, der ganze Knoten müsse sich nicht so fast in der Sache selbst als in dem allzu unreifen Alter auffinden lassen, mit dem die Jugend gewöhnlich zur selben angehalten wird. Da sie das begrifftödtende Gewand, in dem die Schrift der Jugend gewöhnlich erscheint, für ihr natürliches hielten, welcher Rathschluß konnte ihrem Willen mehr 8 Ehre machen, als der, den sie wirklich faßten, der Rathschluß dem Jungen das Gespenst, das er bei den jezigen Verhältnissen doch einmal kennen muß, erst dann sehen zu lassen, wenn reiferes Alter und ausgebildeter Verstand ihn schon zu einer ruhigen Betrachtung und richtigern Beurtheilung desselben vorbereitet haben? – So sollte nun das, was sonst eine Sache des fünften bis zehnten Jahres war, eine Sache des zwölften bis vierzehnten oder noch höherer Jahre werden.

Allein – ist zu erwarten daß in dieser Zwischenzeit dem Jungen nie der Gebrauch des Schreibens und der Bücher auffallen, und 9 er darüber nähere Aufklärung verlangen werde: wie nun da, wenn man seinem Plane treu bleiben will – ihn geradezu abweisen oder hinhalten?

Auch zog dieser Sprung bald von andern Seiten her die kritische Aufmerksamkeit auf sich. Man fand ihn für die bestehenden Verhältnisse des politischen Lebens gar zu wenig passend; und hatte hierin in mehrern Rücksichten auch vollkommen Recht; denn da dieser Plan auf eine beträchtliche Sachbildung berechnet ist, die der Epoche des Schriftunterrichts vorangehen

¹ „Eckelhaft“ wie „Eckel“ auf S. 7, Fußnote 4. Vgl. Vorwort S. XIV.

soll, wie könnte er ohne sehr grosse Beschränkung in einer Gesellschaft anwendbar seyn, in der die Mehrzahl von Theilhabern als Arbeiter schon der Natur der Sache nach nie auf mehr als mechanische Bildung Anspruch machen dürfen? Selbst der gebildeten Klasse der geniessenden Staatsbürger würde dadurch
 10 nicht viel geholfen seyn, wenn die übrige Erziehung, wie man es anders nicht wohl erwarten kann, in ihrem gewöhnlichen Zustand bliebe. Man betrachte nur das hier so einreissend waltende Bestreben, den Knaben, dem Äußern nach so bald als möglich unter die Männer hinüber zu versetzen und folgere!

Nur der seltne edle¹ Vater, und die noch seltner edle¹ Mutter, die sich eines Sohnes, einer Tochter Erziehung zum eignen angelegensten Geschäfte gemacht haben, nur sie können, vorausgesetzt, daß sie jene schon angeführte Schwierigkeit zu beseitigen wissen, mit der sichern Erwartung eines Erfolges, der ungleich mehr als der des gewöhnlichen Unterrichts werth ist, einem Plane²
 11 nachkommen, der für die Majorität der Menschen, wie sie nun ist, so viel als unbrauchbar seyn muß.

Seit ein Paar Jahren ungefähr schien sich den hoffenden Freunden der Menschenveredlung von einer andern Seite her ein erhellender Stral zu zeigen. Das Publikum kennt Herrn Olivier,³ und was er für den Schriftunterricht dachte und that. Wenn es, unbestochen von der gemeinen persiflirenden Schadenfreude, die gewöhnlich einem groß angekündigten aber sich nicht ganz gleich geendeten Unternehmen folgt, urtheilt: so muß es ihm all die Achtung zollen, die man einem Manne von wichtigen Verdiensten schuldig ist. Daß übrigens seine Verbesserungen noch weitere und eingreifendere nicht unnöthig gemacht haben wird
 12 bei der herrschenden Stimmung desselben Publikums nicht erst mehrerer Beweise bedürfen.

Mit größerem Glücke tratt⁴ der Erziehungsheld des Tages, Pestalozzi vor das richtende Publikum. Er versuchte, wie freilich

¹ Ursprünglich: „edlc“.

² Im Original versehentlich „Panc“.

³ Louis Henri Ferdinand Olivier (1759–1815), Mitarbeiter Basedows am Dessauer Philantropin.

⁴ Zu „tratt“ vgl. Vorwort S. XIV.

auch Olivier praktisch, was er ausgedacht hatte; doch that es der Helvetier, der um zu seinem Ziele zu gelangen, steilere Pfade zu erklimmen hatte, mit der Energie jenes Enthusiasms,¹ der nur grossen, sehr viel in sich selbst handelnden Männern bekannt ist. Pestalozzi that es mit jener Anspruchslosigkeit auf fremde Unterstützung, die jeden Zuschauer, der Sinn hat, gerade um so mehr zur thätigen Theilnahme auffodert.² Dieß ist es, was seiner Methode des gesamten ersten Unterrichts den so allgemeinen vortheilhaften Ruf, und die politische Hülfe verschaffte, die sie nun wirklich mit Ehre genießt. Es ist hier der Ort nicht zu einer Kritik des Pestalozzischen Ganzen, der Ort, zu untersuchen, in wie ferne es auf die Natur des sich entwickelnden Menschen berechnet ist, und nicht blos, dem Verstande imponirend, im allgemeinen den Zögling zum habilen, scharfsinnigen Annehmer und Wiedergeber vorgedachter Gedanken abrichtet; nur das, was dieser Mann mitunter für den Schriftunterricht, als den für diese Blätter gewählten Gegenstand dachte und that, finde hier seinen Platz und die Würdigung die der Verfasser nach seiner Einsicht darüber zu geben im Stande ist.

¹⁴ Pestalozzi's Idee zur Ertheilung des ersten Schriftunterrichts ist eben so neu als anzüglich.³ Er überträgt der Mutter das schöne Geschäft, ihrem Kinde, sobald es im deutlichen Gebrauch seiner Sprachorgane sich übt, zugleich auch schon Unterricht in der Schrift zu geben. Und zwar soll dieß auf eine Art geschehen, die dem kleinen, vielleicht noch in der Wiege liegenden Lehrling die Sache höchst unterhaltend machen muß.

Ist nun hier nicht alles erreicht, was man zur Vollkommenheit einer Art des ersten Schriftunterrichts billig fodern² kann? Der Mensch so frühe und mit so günstigem Einfluße auf seinen Frohsinn, auf das hingeführt, was sonst gewöhnlich Jahre von Eckel⁴ und qualvoller Anstrengung kostet! Das Kind ist noch mit zuviel Unbegreiflichen umgeben, als daß es von dem unbefriedigten
¹⁵ten Verlangen, zu wissen, wie und warum alles gerade so sey –

¹ Zu „Enthusiasm“ siehe Vorwort S. XII, 1.

² Zu „auffodert“ und „fodern“ vgl. Vorwort S. XIV.

³ „Anzüglich“ hier, dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts entsprechend, in der Bedeutung von anziehend.

⁴ Wie „eckelhaft“, Seite 5 Fußnote 1,

könnte gemartert werden; es ist lange erst blosser Zuschauer, eh es auch Untersucher wird: für das Kind kann daher die Sache bei weitem nicht den Verstand lähmenden Einfluß haben, den es später auf den Knaben oder das Mädchen so auffallend äussert.

Was könnte gegen diese Art des ersten Schriftunterrichts bei so glänzenden Vorzügen mit Grunde aufgebracht werden, was könnte ihr den Vorrang streitig machen, die beste, und eben darum die der allgemeinen Anwendung würdigste zu seyn?

Nach des Verfassers Meinung folgendes: Ungerechnet, daß dieser Antrag für die Kinder aller *nichtguter* Mütter wo nicht ganz
 16 doch zum Theil verloren ist (man denke welche liebende Natürlichkeit und eigne Kenntniß die besitzen muß, die mit einem so zarten Lehrling zart genug verfahren will – man denke dann auch, auf welchem Fuß die Erziehung des weiblichen Geschlechts in unsern Tagen steht, und wie sich die Wege eröffnen, die sie in einen bessern Zustand führen sollen! –); dieß ungerechnet – in welchem Verhältnisse zu seinem Wissen wird der so unterrichtete in reifern Jahren stehen, wird er Herr oder Sklave desselben seyn? Er empfängt es als eine Sache, die so ist, weil sie so ist; das Willkührliche im Kreise des Natürlichen, des Nothwendigen: wird er sich's, wenn die übrige Erziehung dieser konsequent ist, und wenn
 17 ihn nicht besonders glückliche Anregungen dazu hinführen, wird er sich's später je einfallen lassen, seinen frommen Glauben aufzugeben und zwischen diesen an sich¹ so verschiedenen Dingen einen Unterschied zu machen? Ja wenn es in den Köpfen der Menschen künftig noch immer so aussehen soll, wie es bisher aussah (was freilich die Liebhaber des Gängelbandes so thätig wünschen), wenn das ist, so ist diese Art des Unterrichts ein grosser Gewinn, denn sie schafft, ohne weh zu thun, das was man sonst unter der nemlichen Bedingung nicht schaffen konnte.

Doch nein – sagt, wo ist der Freibrief der euch das Recht gab, mit dem Verstande andrer Menschen, die noch zu schwach sind, sich mit gleichen Waffen zu² vertheidigen, euer Spiel zu treiben, ihn zum todten Behältnisse herabzuwürdigen, in welches der
 18 Schlüssel der Autorität mit jeder Wahrheit auch jede Fantasei zu

¹ Ursprünglich: „und zwischen diesen freilich so verschiedenen Dingen“.

² Voraufgehendes „sich“ durchstrichen.

verschiessen vermag? Sein natürlicher Charakter ist ein ganz anderer, es ist der Charakter des Regierers, der allmächtig schalten will in seinem Reiche, der um dieß zu können, alles allsehend durchschauen will, und nur das Selbstgemachte so durchschauen kann.

Nur jene Methode des ersten Schriftunterrichts wird daher den Preis der größten Vollkommenheit davon zu tragen würdig seyn, die am meisten auf diesen unabänderlichen Charakter berechnet ist, die dem Lehrling nebst der reinsten Freude, deren der Mensch fähig ist, der Freude etwas gethan zu haben, auch noch die unbeschränkteste Herrschaft über sein Wissen verschafft: – und welche
19 kann diese anders seyn, als die, welche den zu unterrichtenden durch passende Winke dahin zu führen weiß, daß er selbst der Erfinder dessen wird, worin sie ihn unterrichten will – die sogenannte Sokratische? Sonderbar! ein in den neuesten Zeiten erschienenenes, vorher noch nie gekanntes, vermuthetes Meteor, das sich Erziehungswissenschaft nennt, stellt als Urgrundsatz die Wahrheit auf: nur der Veranlassung ist die Anlage zugänglich; – man hat Bände über die Vorzüglichkeit der Sokratischen Unterrichtsmethode geschrieben, und sie wirklich auf den Unterricht in mehrern Zweigen des menschlichen Wissens angewandt, mit sehr viel Glücke angewandt: und doch weiß das Pu-
20 blikum noch so wenig von einem Sokratischen Unterricht in der Schrift!

Was mag hievon wohl die Ursache seyn?

Die Rolle, welche diese Unterrichtsart dem Lehrenden auferlegt ist schwerer als bei jeder andern. Tiefe, vertraute Bekanntschaft mit seinen Schülern, und noch tiefere, vertrautere mit dem Lehrgegenstande sind ihm Bedürfnisse, bei deren Mangel er sich nicht viel guten Erfolg seiner Arbeit versprechen darf, sey sie übrigens aus einem noch so wohlmeinenden Herzen entsprungen.

Die Hauptbedingung zur Anwendung der einzig ächten Unterrichtsmethode, der Sokratischen auch auf die Schrift ist demnach die gründliche Kenntniß derselben.

21 Man blicke rund um sich her, durchsuche Schul- und Gelehrten-Bibliotheken, und man wird finden – überall nichts als ABC bücher, worinn trotz der Verschiedenheit im Äussern, in allen der Hauptsache nach derselbe Geist – der ABC geist herrscht. Man

perskrutire die Fächer für Systeme der Philosophie, der Politik, Agrikultur, Geometrie u.s.f. man wird keinen Platz derselben mit einem ähnlichen Werke über Schrift besetzt, nicht einmal für ein solches leer gelassen finden! – Was lassen sich hieraus auf die gründliche Kenntniß der Schrift unter den vor- und mit uns lebenden für Schlüße ziehen?

So übel es auch mit dieser Kenntniß im Publikum aussehen mag, so ist doch nicht zu zweifeln, daß manche denkende Köpfe im Stillen die Sache ihrer reifern Untersuchung werth gehalten, und glückliche Resultate daraus auch wirklich schon auf den¹ Unterricht angewandt haben. Allein sie thaten es nur im Kreise ihrer Individualität, für das größere Ganze der Menschheit blieben ihre Bemühungen so viel als ungeschehen, und aller daraus geflossener Segen verloren. Sie wollten die Schrift in ihre Rechte einsetzen, und glaubten sich eben derselben eben dazu nicht bedienen zu dürfen! Fürchteten sie sich vor der Uebellaune der ABCmonarchen aller Art vom Dorfküster angefangen bis –; oder wollten sie der lieben Tugend Bescheidenheit ein Opfer bringen? Der Verfasser hält² dafür,³ daß diese Tugendübung hier⁴ nicht am zweckmässigsten Gegenstände vorgenommen wurde, da auf der Gegenseite einer wichtigen Sache der Menschheit dadurch Abbruch geschah. – Er glaubt über die Schrift etwas gedacht zu haben, und sogleich ist sein Entschluß gefaßt, der Welt auf dem Wege der Publizität davon Rechenschaft abzulegen. Und warum sollt' er's auch nicht, hat doch das Wenige so oft Werth, ist doch ein Funke nur der Anfang eines Brandes? Vielleicht regt die von einem Ersten vorzüglich in's Aug gefaßte, bearbeitete, aber mislungen bearbeitete Idee einen Zweiten, Stärkern an, der sich ihrer mit mehr Glück annimmt und ihr die Krone der Vollendung aufsetzt.

¹ Im Original irrtümlich „der“.

² und ³ beide Worte im Original versehentlich wiederholt und dann durchstrichen.

⁴ nachträglich eingefügt.

Die Schrift

Die Schrift ist die Kunst, *die Wortsprache durch die Figurensprache sichtbar darzustellen.*

Sprache überhaupt, ist die Kunst, Dinge durch Zeichen, d. h. durch andre ganz heterogene Dinge, diese mögen eine oder keine Ähnlichkeit mit jenen haben, nach dem Gesetze der Ideenassoziation sich selbst oder andre vorstellen zu machen.

Der Ursprung der Sprache leitet sich von der Unmöglichkeit her, die Dinge nach dem Bedürfnisse sogleich in der Anschauung vor sich zu haben, so sie sehen und zeigen zu können; denn um diese Unmöglichkeit minder drückend zu machen, mußten denkende Wesen nothwendig ihre Erfindungskraft anstrengen, und endlich auf den Einfall kommen, leicht tragbare, sich in jedes Verhältniß schmiegende Aequivalente für die Dinge selbst zu bestimmen, welche bei'm Tausch der Gedanken soviel wie¹ möglich die Stelle derselben vertreten könnten. Die ersten solcher² Aequivalente – Zeichen wurden die Producte der Stimmorgane, die Töne; es entstand die *Kunst, die Dinge durch Töne zu bezeichnen, die Wortsprache.*

Kein Zeichen ist in der Gesellschaft von expeditrer Anwendung, liegt so sehr im Menschen als das der Wortsprache; allein es gehorcht den strengen Gesetzen des Schalles, welcher der Dauer und Ausdehnung nach so sehr beschränkt ist; und dieß war's, was den Gebrauch andrer, den Gebrauch von Zeichen nöthig³ machte, die diesen Rücksichten nicht so unterworfen sind.³ So kam es daher zu nähern oder entfernern wirklichen Abbildungen der Dinge⁴ und endlich zu blossen⁵ Figuren die mit dem was sie bezeichneten gar keine Aehnlichkeit hatten, zur *Figurensprache.*⁶

¹ „viel“ wurde hier irrtümlich zweimal gesetzt; versehentlich wohl für „wie“.

² Im Original irrtümlich „solchen“.

³ Ursprünglich: „unterworfen wären“.

⁴ Ursprünglich: „so kam es daher zu wirklichen nähern oder entfernern Abbildungen der Dinge“.

⁵ Nachträglich eingefügt.

⁶ Ursprünglich: „es kam zur Figurensprache“.

Wortsprache – Figurensprache; jede hatte ihre eignen ausschliessenden Vorzüge, allein eine lange (in¹ einigen Theilen uners Erdglobus noch fortdauernde) Erfahrung zeigte, daß sie beide nur mit sehr großem² gegenseitigen³ Abbruch nebeneinander bestehen können. Man versuchte daher,⁴ sie einander, und zwar diese jener unterzuordnen; der Versuch glückte, und so entstand unsre obige Kunst, die Kunst, die Wortsprache durch die Figurensprache sichtbar darzustellen; oder, *die Töne als Zeichen*
 27 *der Dinge wieder durch gewisse Zeichen (die Figuren) zu bezeichnen*; – die Schrift.

Töne als Zeichen der Dinge

Alle Körper nehmen gemäß ihrer Elastizität durch äussere ursprüngliche oder mitgetheilte Erschütterung eine Vibration an, für die ein Nerve des thierischen Sensoriums eine ganz eigne Empfänglichkeit hat, und die in der Naturlehre bekanntlich unter dem Namen, Schall, aufgeführt wird.

Die Variationen des Schalles, je nachdem er nemlich in diesem oder jenem Körper auf diese oder jene Art inchoirt (entsteht), diese
 28 oder jene Schnelligkeit der Vibration annimmt, heissen Töne.

Die Töne sind eben so unzählig als manigfaltig in der Natur. Man rechne im Reiche des menschlichen Wirkens vom monotonen Klange der Glocke bis zum Zauber der Harmonika, im Reiche der todten Natur vom Rieseln des Bächgens bis zum Rollen des Donners, vom Flüstern des Abendwindes durch beugbares Rohr bis zum Tosen des zerstörenden Orkans; und in der lebenden dann vom Zirpen der Zikade bis zum Brüllen des Löwen, dem Gesange der Nachtigall, der Stimme des Menschen!

Bis zur Stimme des Menschen, oder was sonst verdient die Ehre des letzten Gliedes in diesem fortgesetzt steigenden Verhältnisse?

Anspruchsvoll klingen zwar die Namen, Flöte, Harmonika, – doch wird sie der Beurtheiler von reinem Sinne nicht einmal in die

¹ Ursprünglich: „an einigen Theilen“.

² u. ³ Im Original versehentlich: „großen gegenseitigen“.

⁴ Ursprünglich: „Man versuchte sie daher“.

29 Klasse jener charaktervollern und unnachahmbaren Töne der un-
belebten Natur erheben.

Oder der Geang der Nachtigall? Wie könt' es dieser so lang'
es Menschen giebt, so lange Menschen durch ihre Stimme Men-
schen sind?

Und was giebt der Menschenstimme dieß Vorrecht, die Art
und Weise, oder die Modulation des Einzeltones, wie bei Flöte,
Harmonika und Nachtigall? Nicht dieß – sondern eine Eigen-
schaft; die so ausschliessend ihr zukömmt, die Eigenschaft, ihre
Töne auf so manigfaltige Art zu inchoiren, zu wechseln, zu kom-
biniren, daß sie hinlangen, für die tausend verschiedenen Gegen-
stände mit denen der Menschliche Verstand zu thun haben kann,
eben so viele verschiedene, sich nie verwirrende Zeichen – daß sie
hinlangen eine Sprache für Menschen zu bilden.

30 Diese sind von der Vortrefflichkeit ihrer Stimme und von den
Vortheilen, die sie ihnen vor allen übrigen Mitbewohnern des
Planeten Erde gewährt, überzeugt genug; Schade! Daß sie, de-
nen es doch so sehr zukömmt nach Grund und Ursache zu forschen,
so lange am Ausfluß des Stromes¹ stehen blieben ohne auch seine
Quelle eines ernsten untersuchenden Blickes zu würdigen, daß
ihnen die Einrichtung des Organisms, von dessen Funktionen die
gerühmte Stimme das Produkt,² so wenig bekannt ist,³ so wenig
werth einer ernstern Untersuchung scheint; da sie doch zu einer
richtigen Beurtheilung des Ganzen so wichtig ist!⁴

Die Anatomie that zwar hierinn ihr möglichstes, alles das, was
sie bei der Stumpfheit ihrer Instrumente und ihres Blickes zu
31 thun im Stande war. Sie zeigt alle Theile der Maschine die eine
Stimme hervorbringen soll: Lunge, Luftröhre, Stimmrize,⁵ Mund
und alle seine Theile; allein nur dann, wenn⁶ der Zerstörer alles
Lebenden sie schon auf immer stillestehen gemacht hat, und

¹ Ursprünglich: „der Quelle“.

² Nachfolgendes „ist“ durchstrichen.

³ „ist“ wurde nachträglich eingefügt.

⁴ Ursprüngliche Fassung: „Und doch ist diese zu einer richtigen Beurthei-
lung des Ganzen so wichtig“.

⁵ Darüber geschrieben für nachträglich durchstrichenes „Epiglottis“; ver-
mutlich eine Änderung von späterer Hand. Siehe Vorwort S. IX f.

⁶ Darübergeschriebenes „als“ nachträglich wieder durchstrichen.

nicht im manigfaltigen Zusammenwirken der¹ Funktionen² jedes einzelnen Theiles, ohne³ deren Kenntniß das Urtheil über das Ganze immer sehr schwankend ausfallen muß.

Freilich ist die Kenntniß, welche die Anatomie giebt, Gewisheit, denn bei ihrer Untersuchung wird jeder Sinn gebraucht; nun soll denn aber die Gränze der Gewisheit auch die Gränze alles Forschens seyn, kann ein Sinn mit der Konjektur zur Seite nicht nach und nach auch dahin kommen, wo alle Sinne auf einmal³² hinführen würden, wenn die Natur der Sache sie daran nicht hinderte? Wenn daher die Anatomie über die verschiednen Prozesse des lebenden Stimmorganismus bei Hervorbringung der verschiednen Töne keinen Aufschluß mehr zu geben vermag, so wird es so unverzeihlich nicht seyn in der Beobachtung des sprechenden Menschen durch Gefühl und Gehör da fort zu vermuthen, wo die Anschauung stille steht. —

Der Hauptprozeß bei Hervorbringung aller *rohen* Töne wird, wie die Erudition unsrer Zeit nicht mehr sehr zweifelt, so ziemlich genau diese seyn. Die Lunge stößt die zu einem bekannten Zweck in ihr sich sammelnde Luft mittels Zusammenziehung in die Luft³³ röhre und Stimmrize⁴ an der obern Mündung derselben, empor; und diese gerathen dadurch in jene Vibration, welche das Element des Schalles ist.

Bei *einigen* Tönen ist die Vibration der Luftröhre und Stimmrize⁵ merklich, bei andern nicht; deswegen heissen jene *laute*, diese *nichtlaute*.

Die *rohen*⁶ Töne sind nicht ohne Gegensatz; denn ein weiteres Wirken der Stimmorgane bringt die *gebildeten* Töne hervor, gebildete laute sowohl als nichtlaute Töne. Ändert sich nemlich beim Produktionsprozeß des rohen Tones die Spannung-Elastizität-Vibrationsschnelligkeit der Luftröhre und Stimmrize,⁷ so wechselt auch der edirte Schall, seinen allgemeinen Gesetzen gemäß, eine Eigenheit, die man Höhe, Tiefe nennt, d. h. es entstehen ge³⁴ bildete Töne der ersten Art, *gebildete Musiktöne*.

¹ u. ² Nachträglich eingefügt.

³ Nachträglich eingefügt.

⁴, ⁵ und ⁷ wie S. 13 Fußnote 5.

⁶ Ursprünglich: „Die rohen lauten Töne“.

Zu gebildeten Tönen der ersten Art können nur die rohen lauten; keineswegs aber die nichtlauten Töne werden, weil auf diese der Stand der Luftröhre und Stimmrize¹ nur einen unmerklichen Einfluß hat.

In gebildete Töne der zweiten Art, in *gebildete Sprachtöne* verwandeln sich die rohen durch die Resonanz die sie im Munde bei ihrem Durchgang durch denselben erregen.

Zu gebildeten Sprachtönen können sowohl laute als nichtlaute rohe werden.

Es giebt zweierlei Reihen gebildeter Sprachtöne, die einen ziehen ganz ungestört durch den Mund; die andern leiden hierbei eine Störung, oder gehen ganz und gar wieder zurück und durch die Nase. Jene verdienen den Namen, *gebildete reine*; diese, *gebildete unreine Sprachtöne*.

Die gebildeten reinen Sprachtöne können beides, laut und nicht laut seyn.

Die gebildeten unreinen theilen sich in zwei Klassen. Die erste enthält solche, welche sowohl laut als nichtlaut seyn können, die zweite solche, welche bloß nichtlaut sind.

Diese genannten Töne alle entstehen durch den Luftausstoß der Lunge: sie verdienen also insgesamt den allgemeinen Namen *Lungentöne*.

Ausser diesen giebt es noch eine Art von Tönen der Menschenstimme, welche auf eine ganz andre, von dieser generisch verschiedene² Art³ nemlich ganz allein im Munde, durch ein plötzliches Öffnen oder Schliessen seiner Theile entstehen, und diese erhalten aus diesem Grunde ganz billig den Namen *Mundtöne*.

Die Mundtöne leiden keine weitere Unterabtheilung.

Die Uebersicht aller Töne der menschlichen Stimme hat demnach diese Gestalt.

A. Lungentöne

a. Rohe.

b. Gebildete.

¹ Vgl. S. 13 Fußnote 5.

² Im Original versehentlich: „verschiedne Art“.

³ Nachfolgendes „entstehen“ durchstrichen.

I Musik-; II Sprachtöne

————— 1) Reine; 2) unreine

————— Laute sowohl als
nicht laute; ——— blos-
nichtlaute.

B.
Mundtöne.

A a. Rohe Lungentöne.

Als Grundton aller gebildeten giebt es nur einen einzigen rohen Lungenton, der¹ durch die veränderte Heftigkeit der Edition eine Verschiedenheit erhält. Der laute rohe Lungenton ist in der menschlichen Sprache nicht sehr gewöhnlich, – gewöhnlicher der nichtlaute.

A b I Musiktöne.

Die Behandlung dieser Töne ist eine Aufgabe für den Tonkünstler; nur so viel wird hier bemerkt, daß jeder laute Sprachton jedes Musiktones fähig ist, worauf sich die Möglichkeit des ³⁸ Gesanges fußt.

A b II 1. Reine Sprachtöne.

Der Entstehungsgrund dieser Töne ist die Resonanz, die sie bei ihrem ungestörten Durchgang durch den Mund erregen. Diese Resonanz wird durch die verschiedene Stellung der Theile des Mundes verschieden modifizirt, und jede andre solche Modifikation giebt einen andern Sprachton. Die Aufzählung aller Modifikationen ist daher die Aufzählung der Töne selbst.

Ton (1).² Die Kavation des Mundes, (welche Zunge, Gaum und Zähne und Lippen bilden) ist am größten, denn die Zunge drückt sich ganz an das innere Unterkinn hinab, Zähne und

¹ Nachfolgendes „nur“ durchstrichen.

² Zur leichteren Orientierung des Lesers sei hier folgendes bemerkt: mit „Ton (1)“ beginnt (S. 16–19) die Beschreibung der Entstehung aller erst auf S. 29 aufgezählten und dort gruppenweise geordneten Laute. Sie werden von

Lippen sind mittelmässig geöffnet, die Resonanz scheint in der ganzen Kavation des Mundes gleich vertheilt zu seyn.

39 Ton (2). Die Zunge etwas höher als bei Ton (1), die Lippen mit einer kleinen Öffnung spitzig vorwärts gezogen, die Resonanz scheint am Hintertheile des Mundgewölbes zu prävaliren.

Ton (3). Zunge und Lippen wie bei Ton (2), die Hauptresonanz scheint die Kommunikationstheile zwischen Mund und Nase zu treffen.

Ton (4). Die Zunge höher als bei Ton (2), die Lippen ein wenig geöffnet, die Resonanz wie bei Ton (1).

Ton (5). Die Zunge wie Ton (4), die Lippen wie Ton (4), Resonanz wie Ton (3).

Ton (6). Zunge höher als bei Ton (4), Lippenöffnung größer als Ton (4), Resonanz wie Ton (2).

Ton (7). Zunge und Lippen wie Ton (6), Resonanz wie Ton (3).

40 Ton (8). Zunge höher als Ton (6), die Lippen geschloßner und mehr auswärts gezogen als Ton (2), Resonanz wie Ton (1).

(Ton (9). Zunge, Lippen wie Ton (8), Resonanz wie Ton (3).

Ton (10). Zunge höher als Ton (9), Lippen weit auseinander, Resonanz wie Ton (2).

Ton (11). Zunge höher als Ton (10), Lippen nicht gar so sehr geöffnet, Resonanz wie Ton (1).

Ton (12). Zunge, Lippen wie Ton (11), Resonanz wie Ton (3).

Ton (13). Zunge höher als Ton (11), Lippen wie Ton (11), Resonanz wie Ton (2).

Ton (14). Zunge höher als Ton (11), Lippen¹ wie Ton (8), Resonanz wie Ton (2).

Schmeller in der Sprache des 18. Jahrhunderts „Töne“ genannt. Es sind nach der auf S. 29 erfolgten Aufstellung 16 „reine Sprachtöne“, 6 „unreine, laute sowohl als nichtlaute“, 5 „blos nichtlaute“ und 11 „Mundtöne“. Die von Schmeller auf S. 16–19 angewandte Nummerierung entspricht offensichtlich der Reihenfolge auf S. 29, bei welcher Schmeller jedoch zum Nachteil der Klarheit die Nummerierung unterließ. „Ton (1)“ ist also das auf S. 29 an der Spitze der „reinen Sprachtöne“ stehende griechische Omega (= ω), „Ton (2)“ das o, „Ton (3)“ das nasale französische o in bon, on usw. Eine nochmalige Aufzählung und Kennzeichnung aller Laute in gleicher Nummerierung erfolgt auf S. 26–28.

¹ Voraufgehendes „doch beim a“ durchstrichen.

Ton (15). Zunge höher als T. (14), d. h. beinahe am Gaum anstossend, Lippen wie Ton (6), Resonanz wie Ton (2).

Ton (16) Zunge, Lippen wie Ton (15), Resonanz wie T (3).

41 Es ist sehr begreiflich, daß diese Bestimmungen der Tonmodifikation, der Subjektivität sehr stark unterworfen seyn müssen; die größte Zuverlässigkeit hat die Angabe des Standes der Zunge, welche beinahe mit jedem Tone in der Folge, wie sie angeführt sind, die Geräumigkeit der Passage zwischen Gaum und Zunge vermindert, welche mit der jedesmaligen¹ Höhe der Töne im umgekehrten Verhältniß steht.

Die Tiefe und Höhe der Sprachtöne ist es, die auch das nicht-laute (leise) Singen möglich macht. –

Ab II 2. Unreine Sprachtöne.

Sowohl laute als nichtlaute.

Ton (1). Die Lippen ganz geschlossen, der Ton durch die Nase.

42 Ton (2). Die Lippen etwas geöffnet, die Mundhöhle von der Zunge, die sich an die innere Seite des Oberzahn-Fleisches emporstemmt, geschlossen, der Ton durch die Nase.

Ton (3). Lippen fast wie Ton (2), die Zunge stemmt sich an das Oberzahn-Fleisch empor, läßt aber an beiden Seiten Raum, daß also der Mund nicht geschlossen wird und durch ihn der Schall geht.

Ton (4). Die Lippen ziemlich offen, die Zunge am Hintergrunde der Mundwölbung angedrückt, der Ton durch den Mund.

Ton (5). Die Lippen mit einer kleinen Öffnung etwas vorwärts gezogen, die Zunge in ihrer natürlichen Lage, der Ton durch den Mund.

Ton (6). Die Vorderzunge dem Gaum nahegebracht, und durch die aus der Lunge hervorströmende Luft in schwingender Bewegung, der Ton durch den Mund.

Blos nichtlaute.

43 Ton (1). Die Lippen wenig geöffnet, die Oberzähne auf die Unterlippe gesetzt, und der Lungenhauch dazwischen herausgepreßt.

¹ Nachträglich eingefügt.

Ton (2). Die Mittelzunge an den Gaum gedrückt, und der nichtlaute Lungenton durchgepreßt, die Lippen etwas geöffnet.

Ton (3). Die Zunge an das Oberzahn-Fleisch gedrückt, und der nichtlaute Ton durchgepreßt.

Ton (4). Die Zungenspitze an die innere Seite der Oberzähne gesetzt, und dazwischen der Ton herausgepreßt.

Ton (5). Die Zunge oberhalb dem innern Oberzahn-Fleisch vorzüglich dem Gaum genähert; die von den Lippen unbedeckten Zähne ebenfalls einander nahe gebracht; und so den nichtlauten Lungenton edirt.

B. Mundtöne.

Ton (1). Schnelle Niederlassung der Zunge, wenn sie an das innere Oberzahn-Fleisch angedrückt ist.

Ton (2). Schnelle Oeffnung der Lippen, aber nicht aus dem
44 Zustand A b II z. Ton (1).

Ferners werden mehrere der Lungentöne zu Tönen dieser Art, indem sie die Intonation derselben annehmen, von welcher¹ bald mehreres.

Dieß sind nun alle einfachen Töne, deren die Menschenstimme fähig ist. Doch ist dieß Alles² nicht so ganz von aller Beschränkung freigesprochen; denn es ist wahrscheinlich, daß die Zartschwächlichkeit der Stimmorgane der meisten Nationen in wärmeren Klimaten, unfähig, viele der blos nichtlauten Lungensprachtöne, viele der künstlichen Mundtöne hervorzubringen, im Reiche der reinen Lungensprachtöne Hilfe suchen, und da manche Abänderung erfinden und gebrauchen mußten, die der Europäischen Sprachwelt nicht so bekannt und üblich ist.

Alle einfachen Töne verlangen bei verschiedenen Gelegenheiten
45 verschiedene Dauer, die zur deutlichen Pronunziation derselben nothwendig ist, verschiedene Intonation. Man kan drei Grade dieser Intonation unterscheiden = halbe oder geschwächte – natürliche – verdoppelte oder verstärkte Intonation. Die natürliche Intonation der reinen und unreinen sowohl lautenden als

¹ Nachfolgendes „nu“ durchstrichen.

² Im Original irrtümlich: „Alle“.

nichtlauten Lungensprachtöne ist am grösten; geringer die der unreinen blosnichtlauten; und beinahe unmerkbar die der Mundtöne, bei denen der Grad der Intonation zum Grade einer gewissen Heftigkeit der Edition wird.

Alle einfachen Töne erhalten verschiedene Kombinationen mit einander. Die natürliche oder¹ auch² verstärkte³ Intonation des reinen Lungensprachtones heißt eine Silbe. Die⁴ verstärkte Intonation giebt eine lange, die natürliche eine kurze Silbe.⁵ Verbinden sich daher mehrere einfache Töne so⁶ zusammen diese Intonation erhalten, so machen sie eine Silbe. Reine Lungensprachtöne können nur je zwei in eine Silbe kommen, weil nur mehr die
 46 halbe natürliche Intonation eines solchen Tones deutlich vernehmbar ist. Eine oder mehrere kombinirte Silben, in so ferne sie das Zeichen eines Dinges ausmachen heissen ein Wort, und der Inbegriff aller Wörter – Sprache.

Figuren als Zeichen, der Töne als Zeichen der Dinge.

Töne als Zeichen der Dinge sind eigentlich die Wörter, wie am Ende des vorigen Artikels gezeigt wurde. Die Wörter sind unzählbar, wie wäre nun daran zu denken, jedem derselben ein Zeichen zu geben, was die Aufschrift des vorliegenden zu ver-
 47 sprechen scheint? – Wie wäre auf diese Art eine Schrift möglich? – Sie wäre unmöglich, wenn, was ebenfalls gezeigt wurde, die Wörter selbst nicht Kombinationen wären von Theilen die zählbar sind, von den einfachen Tönen der menschlichen Stimme.

Mit Erfindung dieser Wahrheit ist auch die Hauptsache zur Erfindung der Schrift gethan; denn sofort braucht es weiter nichts mehr, als jedem Tone sein Zeichen, oder was ein's ist, die Buchstaben, deren Inbegriff gewöhnlich Alphabet genannt wird, festzusetzen.

Hier scheint nun die Willkühr ganz unbeschränkten Spielraum zu haben; allein es ist nicht wirklich an dem. Nur wenn das Individuum bestimmt, blos für sich bestimmt, nur dann ist seine Will-

¹, ² und ³ Die Worte „oder auch verstärkte“ wurden nachträglich eingefügt.

⁴ und ⁵ Dieser Satz wurde von Schmeller nachträglich am unteren Rande der Seite als Fußnote hinzugefügt.

⁶ Altdeutsche Relativpartikel, vgl. o. S. XIV.

kühr ungebunden; so bald aber eine Sache mehrere,¹ viele,² unzählige³ gilt, ist die einzelne Willkühr gezwungen in die Schranken zurückzutreten,⁴ die ihr alle übrigen setzen, ihre Stimme wird ganz überhört und nur das Vollkommenste dringt durch. Es steht freilich dahin, ob diese Regel wirklich bei der Bestimmung der Alphabete befolgt wurde, welche bei den verschiedenen mit der Schrift bekannten Nationen im Gange waren und sind; ja es ist ausgemacht, daß sie⁵ ihren Ursprung ganz allein nur in der Willkühr des Einzelnen hatten, welchen Kraft, Verstand oder Vorurtheil eine gewisse Superiorität über die übrigen ertheilte: Allein wie wäre von den Zeiten, in welche die Einführung der Buchstaben bei verschiedenen Nationen fällt etwas⁶ zu erwarten, was man nur einem philosophischen Zeitalter mit Grunde zumuthen kann? Wir nennen das unsre ein solches, wenn daher unter uns von der Festsetzung eines, natürlich allgemeinen Alphabets die Rede ist,
 49 so werden wir uns hoffentlich mit keinem andern, als mit einem so viel möglich vollkommenen zufrieden geben.

Werden wir uns ein neues erfinden, oder unter den schon bestandnen und bestehenden verschiedner Nationen wählen?

Das erstere scheint überflüssig, denn nur die ästhetische Form der Buchstabenfiguren kann über den grössern oder geringern Werth der Alphabete entscheiden, und es wäre eine Beleidigung der Konstitutor'n aller bestehenden Alphabete, wenn man an keinem derselben irgend ein Magnum oder Maximum ästhetischer Schönheit finden wollte.

Die bekanntesten der existirenden Alphabete dürften beiläufig seyn = das Hebraische, Griechische, Lateinische, Deutsche –

50 Man kennt die Unbehülflichkeit der Hebraischen Charaktere, wie auch die Difformität der Zeichen, welche dieß Alphabet für die reinen Lungensprachtöne hat von den übrigen zu sehr, als daß man ihm lange einen Platz unter den Wettstreitenden gestatten könnte.

¹, ² und ³ „gelten“ mit dem Akkusativ wie auf S. 41 Fußnote 1; vgl. dazu Vorwort S. XIII.

⁴ „zurückzutreten“ vgl. Vorwort S. XIV.

⁵ Nachträglich eingefügt.

⁶ Nachfolgendes „anders“ durchstrichen.

Ungleich gefälliger ist die Form, die in den übrigen drei Alphabeten herrscht. Jedes von diesen hat die Eigenthümlichkeit, daß es für jeden Sprachton zwei verschiedene Buchstaben enthält, einen simplen, und einen sogenannten grossen oder Anfangsbuchstaben. Der Grund des Daseyns der grossen Anfangsbuchstaben ist die Auszeichnung, welche die Grammatik gewissen Worten beim wirklichen Schriftgebrauch zu geben befiehlt.

Hier dringt sich die nicht unnatürliche Frage auf, giebt ihnen
51 diese Eigenthümlichkeit wirklich einen Anspruch auf höhere Vollkommenheit?

Zur Beantwortung dieser Frage fragt sich dann wieder, fodert¹ die erwähnte Auszeichnung nothwendig das Daseyn von eignen Buchstaben, die sich in ihrer Einzelfigur so sehr von den Gewöhnlichen unterscheiden? Könnte dieselbe simple Buchstabenfigur durch Vergrößerung oder allenfalls zur Abwechslung durch Nebenverzierungen dem lesenden Auge nicht den nemlichen Eindruck verschaffen, als der grosse Anfangsbuchstabe durch seinen ganz heterogenen Bau? Und dann wenn ein Alphabet wirklich ein Alphabet wäre, und nicht zwei, wie ohne diesem² der Fall ist, wäre die Sache nicht erleichtert, vereinfacht, der Natur näher geführt?

Oder im Gegensatze = wollte man die simplen Buchstaben ganz zurück setzen und nur von den grossen Gebrauch machen? –
52 Allein, wenn man die gewöhnliche ungeschmeidige Gestalt dieser mit der geschmeidigen jener zusammenhält, wie könnte man so wählen!

Die Form des Griechischen simplen Buchstabens ist nicht schön; er ist zu grazil, zu unbestimmt. Man sehe eine fortgesetzte Reihe solcher Buchstaben: gleicht sie nicht einem Labyrinth, das bei'm ersten Anblick den banger Gedanken erregt, wie auseinanderwirren all die Verschlingungen und Verknotungen, wie durchfinden durch die ermüdenden Gestalten alle, wo nur selten eine lieblichere erquickendes Ausruhen erlaubt. – Ja wenn kein anders Alphabet als das Griechische möglich wäre, würde der ausschliessende Gebrauch der großen Anfangsbuch-

¹ Zu „fodert“ vgl. Vorwort S. XIV.

² „ohne“ mit dem Dativ, s. Vorwort S. XIII f. und S. 25 Fußnote 4.

staben wirklich keine so verwerfliche Sache seyn, denn ihre herrschende Form thut allen Foderungen¹ Genüge, die² man mit
 53 Recht an sie machen kann, und der einzige Vorwurf der die treffen könnte, wäre der Vorwurf der Ungeschmeidigkeit.

Zum Glücke wurde die herrschende Form der Griechischen Anfangsbuchstaben das Muster, nach welchem sich ein ganz neues charakteristisches Alphabet bildete = das Lateinische. Die simplen Lateinischen Buchstabenfiguren vereinigen daher nebst allen Vorzügen der Griechischen und Lateinischen grossen auch noch den der Geschmeidigkeit. Die Bestimmtheit, Festheit, Einfachheit, und die distinktive, dem Auge so wohlthuende Manigfaltigkeit derselben ist unverkennbar; und was braucht es bei alle dem weiter, als diesem Alphabeten den Preis des Vollkommensten zuzusprechen, wenn der noch übrige Kämpfer das Deutsche ihm denselben nicht streitig macht?

54 Wie kündigt das Deutsche Alphabet sich an? der Augenschein zeigt es. Der Bau des Buchstaben ist Lateinisch, seine herrschende Form ist Gothisch, ist Überverzierung; alles voll Schnörkeln und Krümmungen, jedes einzelne Ecke³ durch noch mehrere vermieden. –

Man scheint in Deutschland schon so ziemlich von dem Unwerth dieses Alphabets überzeugt zu seyn, und der Gebrauch des Lateinischen, das im übrigen Europa so einheimisch ist, wird von Tag zu Tage allgemeiner und beliebter. Nur hie und da läßt sich noch eine grämliche Stimme hören, die über undeutsche Sitten klagt, und über das wüste Beginnen, mit den so originellen Buchstaben die letzten Reste alles Nationalstolzes aus dem Reiche zu verjagen. O ihr patriotischen Menschen-Feinde, wie weit seyd ihr noch entfernt vom reinen freien Menschensinne, der so gerne die Individualität dem Ganzen hinopfert, der dem Grundsatz folgt, nicht das meine, sondern das Beste! Wie würdet ihr erst eine, wenn gleich von der ganzen übrigen Welt heiß gewünschte sich erhebende Universalsprache bekriegen, da schon die Einführung eines Universalalphabets eure Galle so sehr erhebt!

¹ Zu „Foderungen“ siehe Vorwort S. XIV.

² Voraufgehendes „und“ durchstrichen.

³ „Ecke“ von Schmeller als Neutrum gebraucht.

Das Lateinische Alphabet bleibt demnach auf dem ersten Platze und verdient die Ehre, als das vollkommenste allgemein eingeführt und angewandt zu werden; das Lateinische Alphabet in dem Sinne, versteht sich, in dem es hier genommen wurde, als der Inbegriff aller¹ ihrer Hauptform nacheinander ähnlicher Figuren², zur Bezeichnung der einfachen Töne der menschlichen Sprache.

Nun zeigt sich bei Betrachtung dieses Inbegriffs von Figuren im Verhältnisse zu jenem Inbegriff von Tönen eine Disharmonie, die hier nothwendig bermerkt werden muß. Denn nicht jeder der angeführten einfachen Töne erhält nach diesem Alphabete seine eigne bestimmte Figur; und im Gegentheile sind in demselben für mehrere Tonzusammensetzungen dergleichen vorhanden. Gewiß ein Mangel, mit dem es als allgemeines Alphabet nicht wohl werden bestehen können. Wird es eine unverzeihliche Sünde seyn, ihn so zu ersetzen, daß dabei die Einführung ganz rezenter Buchstaben-Figuren so viel möglich vermieden wird? ! -

Vor allem ist es nöthig, für die Intonation, welche bei der Bestimmung aller Töne eine so wichtige Rolle spielt, eigne bleibende Zeichen festzusetzen. Da sie selbst kein Ton, sondern nur eine Eigenschaft desselben ist, so müssen auch ihre Zeichen von den Tonzeichen verschieden und so gebildet seyn, daß sie diesen auf eine schickliche Weise können angehängt werden; die schicklichste, dieß zu thun mag wohl keine andre als die Superskription seyn, denn durch sie wird jedes auch unansehnliche Anhängsel in die Augen fallend. Es ist indeß nicht nöthig, jeder Art der Intonation und jedem Grade derselben ein Zeichen zu bestimmen; denn es versteht sich von selbst, daß im ordentlichen Zustande jeder Art von Tönen ihre³ ordentliche Intonationsart zukömmt. So ist die Bemerkung der Intonationsart nur für die Töne (A b II 1 Ton (15) (8), (A b II 2 T. (1). (2), (3), (4), (5), (6) nothwendig, indem sie mit verschiedner Intonation sowohl den Charakter der Lungen- als auch den der Mund-Töne anzunehmen fähig sind.

Bestimmt man nun für die Intonationsart der reinen Lungen-töne das den Tonzeichen, jenachdem es ihre Figur erlaubt zu

¹ Nachträglich eingefügt.

² Ursprünglich: „Buchstabenfiguren“.

³ Ursprünglich: „seine“.

super- oder sub-skribirende Zeichen (·) oder den Punkt, so sind sie (jene¹ Töne²) ebendadurch als³ Lungen- und ohne diesem⁴ Beisatze als⁵ Mundtöne charakterisirt.

Auf gleiche Weise versteht sich, was den Grad der Intonation betrifft, der natürliche ohne alles Zeichen überall von selbst. Für die halbe oder geschwächte Intonation kann das den Tonzeichen zu⁶ sub- oder superskribirende Zeichen (··), und für die verstärkte die Horizontallinie (-) gelten.

A a. Rohe Lungentöne.

Der rohe, laute Lungenton ist nicht gewöhnlich, für den nicht-lauten existirt das Zeichen h.

59 *A b I Musiktöne.*

Die so sinnreichen und bequemen Charaktere für diese Töne sind hingänglich bekannt und gehören nicht hieher.

A b II 1. Reine Sprachtöne.

Der Stand der Lippen, – der Zunge – und der Resonanz⁷ ist es, welcher die verschiedenen Töne dieser Art erzeugt. Wäre schon eine einzige dieser drei Funktionen fähig, durch die blossen Grade ihrer Thätigkeit oder wie immer gradweise sie hervorzubringen, so würde ein einziges Urzeichen mit jenen daneben bemerkten Graden vollkommen hinlangen sie alle zu bezeichnen. Und wie einfach, wie niedlich wäre dieß! – Allein da es bei dem Zusammenflusse drei verschiedner Funktionen nicht wohl thunlich ist, so zeigt sich die Nothwendigkeit, jedem einzelnen solchen Tone
60 seinen eignen charakteristischen Buchstaben zu geben.

Man betrachte (vorig Artkl) A b II 1. Die Resonanz des Tones (3); und dann nebst⁸ diesem⁹ die Töne (5), (7), (9), (12), (16) =

¹, ² beide Worte in Klammern nachträglich eingefügt.

³ Die nachfolgenden Worte „Buchstaben für“ wurden durchstrichen.

⁴ „ohne“ auch hier wieder mit dem Dativ; vgl. S. 22 Fußnote 2.

⁵ Ursprünglich: „als solche für“.

⁶ Nachträglich eingefügt.

⁷ Nachfolgendes „sind“ durchstrichen.

⁸ und ⁹ beides wurde nachträglich eingefügt.

diese sind von ihren Vorgängern durch gar nichts als jene Resonanz unterschieden. Hier ergibt sich also doch eine Aussicht zur Ersparung einiger Tonfiguren. Bestimmt man nemlich für die Resonanz des Tones (3) das Zeichen (\wedge), und setzt dieß auf die Zeichen der den T (5), (7), u.s.f. vorhergehenden Töne, so sind eben dadurch sie selbst hinlänglich charakterisirt.

Ton (1).¹ Dieser Ton hat in den Alphabeten der bestehenden Sprachen noch gar kein eignes direktes Zeichen, und eben deswegen ist auch sein wirklicher Gebrauch sehr schwankend. Der Engländer, welcher ihn am meisten braucht, drückt ihn bald durch o, bald oo und ow aus, more, blood, blow. – Es ist wahrscheinlich, daß das Griechische Zeichen ω keinem andern als eben diesem Tone entsprochen habe. Was hindert uns, dieß Zeichen, dem Genius des Lateinischen Buchstaben etwas mehr angepaßt, zur Charakterisirung des genannten Tones auch in dieß Alphabet aufzunehmen?

Ton (2). Für ihn existirt das Zeichen o.

Ton (3). Ein Ton, bei den Franzosen vorzüglich gebräuchlich, ihr on. Ihm kömmt das Zeichen ô zu.

Ton (4). Ein Ton den Deutschen vorzüglich gebräuchlich. Das a² in ihren ursprünglich einheimischen Wörtern. Das a der Engländer in all, war etz. Diesem Tone käme ganz billig das Deutsche Zeichen a³ zu; wenn es so modifizirt würde, daß es sich unter Lateinischen Buchstaben leidentlich ausnähme, z. B. als a.

Ton (5). Das â (\hat{a}), keiner Zunge so gebräuchlich als der Französischen, und auch dieser nicht sehr häufig, da ihm 's das a nicht ist.

62 Ton (6). Das ordentliche a der Franzosen, Italiener u.s.f.

Ton (7). Das â, Französische an, en.

¹ Die hier in fortlaufender Nummerierung angeführten Laute, von Schmeller im Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts „Töne“ genannt, beziehen sich auf seine einige Seiten weiter (S. 29) gegebene Einteilung und Gruppierung der Laute:

„Ton (1)“ = ω

„Ton (2)“ = o

„Ton (3)“ = ô usw.

² Unleserlich, weil darüber geschrieben und wiederholt durchstrichen.

³ Ebenfalls undeutlich im Original.

Ton (8). Für ihn existirt das direkte Zeichen u, das ou der Franzosen. Er¹ ist sowohl der Intonationsart der Mund- als reinen Sprach-Töne fähig; in letztem Falle ist seinem Zeichen der Punkt beigesezt, also ũ.²

Ton (9). Das û, selbst den Franzosen nicht sehr gebräuchlich.

Ton (10). Für ihn hat das Lateinische Alphabet noch kein direktes Zeichen. Es ist das ai der Franzosen z. B. in affaire, das erste e im Deutschen Worte *erregen* u.s.f. Das Griechische η entsprach ganz gewiß nur ihm; und warum sollte es nicht auch im Lateinischen Alphabet das Bürger-Recht erhalten, da es als das umgekehrte Zeichen h dessen so würdig ist?

Ton (11). Für diesen Ton gilt das gewöhnliche Zeichen e. Es ist das erste e im Deutschen Worte *Leben* u.s.f. Im Französischen repeter z. B. sind lauter solche Töne.

⁶³ Ton (12). Das ê; das en in den Französischen bien, rien u.s.f.

Ton (13). Ein Ton, für den in keinem der bekannten Alphabete noch ein bestimmtes direktes Zeichen existirt. Es ist das erste e in den Wörtern Zettel, Leben etz nach der Aussprache gewisser Deutschen, wenn nemlich³ in diesen Wörtern der reine Lungensprachton der ersten Silbe nicht der gewöhnliche Ton (11) oder das e ist. Für diesen Ton mag das Zeichen ε gelten.

Ton (14). Das u der Franzosen z. B. in rude, une u.s.f. Für diesen Ton mag das Zeichen y Dienste leisten.

Ton (15). Das gewöhnliche i. Dieser Ton wird mit der Annahme der Intonationsart der Mundtöne auch zum Mundton. Auf diese Art bleibt der Punkt über seinem Zeichen keine blosse Zierrathe mehr.

⁶⁴ Ton (16). Das î, ein nicht sehr gebräuchlicher Ton.

Ab II 2. Unreine Sprachtöne.

Sowohl laute als nichtlaute.

Ton (1). m̃	Ton (4). ĝ
Ton (2). ñ	Ton (5). ṽ
Ton (3). †	Ton (6). †

¹ und ² Die zwischen diesen Ziffern stehenden beiden Sätze wurden von Schmeller nachträglich als Randbemerkung an dieser Stelle eingefügt.

³ Im handschriftl. Original versehentlich zweimal gesetzt.

Blos nichtlaute

Ton (1). f

Ton (2). Für diesen hat das Lateinische Alphabet noch kein direktes Zeichen; es ist das Deutsche ch. Das Griechische Alphabet hat das Zeichen X dafür, und dieß kann füglich auch auf das Lateinische übertragen werden, wo es ohnedem¹ schon, aber in einer andern fehlerhaften² Bedeutung vorhanden war.

Ton (3). s

Ton (4). Ein Ton nur den Engländern gebräuchlich, welche nichtsdestoweniger kein direktes Zeichen für ihn haben. – Würde statt dem th nicht besser z. B. das³ ϑ der Griechen stehen? ϑ⁴ ist theils der Intonationsart der blos nichtlautenden Lungen- theils der der Mundtöne fähig: die erste Intonationsart kan das dem ϑ zu präskribirende (c) anzeigen, also ϑ.⁴

Ton (5). Ihm fehlt auf gleiche Weise ein einfaches Zeichen. Es ist das sch der Deutschen, die, (reinen Sprachtönen präzidirenden) ch, j, g, der Franzosen, das sh der Engländer: wie wäre es wenn man ihm das Zeichen f einräumte?

B. Mundtöne.

Ton (1). d.

Ton (2). b.

Ferner die Töne u⁵, i, m, n, l, g, v, r, ϑ,⁶ (wenn sie die Intonation der Mundtöne angenommen haben, welches der Mangel eines sub- oder superskribirten Punktes anzeigt.

Es trifft sich nicht selten, daß man gedrungen wird, einzelne Töne, ohne eben ihre Zeichen gebrauchen zu können und zu dürffen, blos mündlich andern mitzutheilen. Bei den lauten hat dieß ohne Schwierigkeit Statt, denn sie können durch die Pronunziation schr vernehmbar dargestellt werden. Bei den blos

¹ Zu „ohnedem“ vgl. Vorwort S. XIII f. und S. 22 Fußnote 2.

² Nachträglich eingefügt.

³ Nachfolgendes „nach dem“ durchstrichen.

⁴ Die zwischen diesen Ziffern stehenden Sätze wurden als Randbemerkung nachträglich von Schmeller hinzugefügt.

⁵ und ⁶ Nachträglich eingefügt.

nichtlauten kann dieß eben so, aber nur¹ in einem geringern Grad der Vernehmbarkeit geschehen; allein bei den Mundtönen nur sehr undeutlich wegen ihrer unmerklichen Intonation. Man setzt ihnen daher um sie deutlich intoniren zu können einen der vorigen Tonarten² bei, z. B. das e.

67 Hier das ganze auf die angeführte Art entstandne Alphabet.

Lungentöne.

Rohe;

h

Gebildete.

Musiktöne;

Sprachtöne.

—————
Reine

ω, o, ô, a, â, α, á, ù, û,
η, e, ê, ε, y, i, î.

Unreine

Laut, sowohl als nichtl.; blos nichtl.

ñ, ñ, l, g, v, r; f, X, s, ð, f.

Mundtöne.

d, b, c, m, n, l, g, v, r, u, ð.

68

*Bemerkungen über
den wirklichen Schriftgebrauch verschiedener Sprachen
vorzüglich der Deutschen.*

Das Grundgesetz der Schrift sagt: Wörter werden nur dadurch geschrieben, daß die Zeichen aller einfachen Töne, aus denen sie bestehn der ordentlichen Folge nach angesetzt werden. Nun beobachte man den wirklichen Schriftgebrauch aller schreibenden Nationen, untersuche, ob sich auch in ihm die Anwendung dieses Gesetzes auffinden lasse – und man wird finden, daß demselben überall mehr oder weniger häufig gerade zu Hohn gesprochen wird.

Man kennt die Regellosigkeit die vorzüglich im Englischen und Französischen so chaotisch herrscht. Da ist kein Ton, der

¹ Nachträglich eingefügt.

² Ursprünglich: „Töne“.

69 ein eignes unveränderliches Zeichen besässe; zusammengesetzte Töne erhalten ein einfaches Zeichen – mehrere Zeichen für verschiedene einfache Töne zusammengenommen müssen wieder als Zeichen für einen einzigen einfachen Ton gelten = kurz ein Wirrwarr, dessen Beschreibung selbst zum Wirrwarr wird!

Und mit diesem schreibt man, muß man schreiben, wenn auch andre das Geschriebne verstehen sollen. Ein fürchterliches Gespenst, das über ganze Nationen einer Zunge ihren eisernen Zeppter schwingt, die sogenannte Orthographie ist es, die dieß mit unerbittlicher Strenge fodert,¹ die den Machtruf erhebt: „Schreibt so, wie es Observanz und Gewohnheit fodern“² – und kleinlaut hinzusetzt, „schreibt so, daß die Ableitung der Wörter im Geschriebnen sichtbar ausgedrückt werde“!

70 Die denkenden Köpfe beider Nationen kennen diesen Flecken an ihrer Schrift, und fühlen die Beschwerlichkeit desselben zur Genüge; dieß beweisen die manigfaltigen Äusserungen, die vorzüglich in letztern Zeiten sprechend genug zu einer eingreifenden Verbesserung der bestehenden Orthographie aufriefen. – Mögen sie dabei nicht stillestehen, und trotz dem Spotte und den Gegenmachinationen der grammatikalischen Sionswächter³ selbst muthig Hand an ein Werk legen, von dessen Nothwendigkeit sie so sehr überzeugt sind; möge ihr gerühmter Nationalstolz sie auch zu einem Unternehmen entflammen, das so ausschliessend nur ihre Nation betrifft, das nur Glieder ihrer Nation so zu vollbringen im Stande sind, daß alle übrigen bestmöglich damit zufrieden seyn können!

71 Ungleich weniger entfernte sich die Schrift der Deutschen von der reinen Natur der Schrift überhaupt; desto geringere Anstrengung kostet es eben deswegen der verbessernden Kritik, die einzelnen Flecken zu verwischen, von welchen sie den Händen der Barbarei und Unwissenheit nicht so ganz rein entrinnen konnte.

Das Deutsche Alphabet hat gewöhnlich folgende Gestalt.

a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w,
x, y, z.

¹ und ² Zu „fodern“ s. Vorwort S. XIV.

³ „Sionswächter“ vgl. Vorwort S. XIII, 2.

Aus diesen ursprünglichen Zeichen hat die Inkosequenz noch verschiedene andre zusammengesetzt. Hier sind sie.

ä, ö, ü, ff, ck, ll, mm, nn, ss, oder ß, st, tt, dt, ph, ch, sch.

72 Aus allen diesen sind Zeichen für charakteristisch verschiedene einfache Töne.

a, b, d, e, f, g, h, i, l, m, n, o, r, s, u, w, ch, sch.

Die übrigen sind entweder blosser Doubletten, oder Zeichen für die verstärkte Intonation eines schon bezeichneten Tones, oder Zeichen für Tonzusammensetzungen.

a ———

b, p,

d, t, dt, tt, th.

e, ä, ö.

f, ph, v.

g, k, ck, c, ch.

h.

i, ü, y, ie, j.

73 l, ll.

m, mm.

n, nn.

o, oo.

r, rr.

s, ss, ß.

u.

w.

ch.

sch.

qu ist das Zeichen für die Tonzusammensetzung gw, x für die Tonzusammensetzung gs, c, z für die Tonzusammensetzung ds. —

Die Töne a, (e, ä, ö), (i, ü, y, ie), o, u heissen in der Deutschen Schriftterminologie Selbstlaute,¹ (reine Lungensprachtöne).

74 Die Zusammensetzungen aus jedesmal zwei derselben heissen Doppellaute² (Silben aus zwei halbintonirten reinen Sprachtönen).

¹ Ursprünglich: „Selbstlauter“.

² Ursprünglich: „Doppellauter“.

Die übrigen alle, also

b, d, f, g, h, l, m, n, r, s, w, ch, sch heissen Mitlaute¹ (sowohl blos nichtlaute Lungentöne als Mundtöne).

Selbstlaute.²

a.

Dieß Zeichen bleibt seinem charakteristischen Tone in allen ursprünglich Deutschen Wörtern getreu; nur in ursprünglich nicht-deutschen gebraucht, verlängert es ihn z. B. in Grazie, Plan u.s.f., welche gradsie, blân lauten.

e, ä, ö

75 Diese drei Zeichen entsprechen einem und demselben Tone. Ob dieß gleich die Gramatiker nicht zugeben wollen, so beweist es doch der wirkliche Gebrauch, der auf diesem Felde vermuthlich die Stimme jener überwiegt.

Leben, Löwe, Käfer = lauten sie nicht lêvân, lêve, ghêft; also e, ö, ä jedes wie e? Man will zwar, daß man lêvên, lêve, ghêft spreche; allein soll sich, wird sich je die Sache nach dem Zeichen richten?

König, wenig, Zähne, schön = lauten sie nicht ghêinig, vênig, dsêne, fên; also in diesem Falle wieder jedes wie ê: soll man auch da wieder sprechen ghêinig, vênig, dsêne?

76 Diese drei verschiednen Zeichen leisten daher für die Pronunziation so viel als gar nichts bestimmtes, und bemerken nur die gramatikalische Ableitung gewisser Wörter der Deutschen Sprache, welche durch die Verwandlung des a, o – in ä, ö entstanden sind = Mädchen, Köpfe, zärtlich – von Magd, Kopf, zart etz. Indeß ist diese Bemerkung der Etymologie nicht zu verwerfen, wenn sie nur so geformt wird, daß das Grundgesetz der Schrift dadurch nicht leidet; wenn man z. B. den Zeichen der jedesmaligen auf diese Art vorkommenden³ Töne das verkleinerte Zeichen jenes Tones, aus dem sie sich verwandelten – super-skribirte = $m_{e}^a d x ê n$, f_{en}^{au} , $ds_{n}^a n d l i x$ u.s.f.

¹ Ursprünglich: „Mitlauter“.

² Ursprünglich: „Selbstlauter“.

³ Im Original irrtümlich: „vorkommende Töne“.

Auch die Deutschen Gramatiker sahen ein, daß diese Sprache viel mehr reine Sprachtöne als Zeichen dafür besitzt. Vorzüglich das η und e , die so oft vorkommen und ohne deutliche Unterscheidung gar leicht Misverstand verursachen können fielen ihnen auf.

⁷⁷ Im ersten Drange, der Sache abzuhelpfen, kamen sie auf den Einfall, die bei Engländern und Franzosen gebräuchlichen Akzente auch in Deutschland einzuführen, und vorzüglich das e durch die Ausstattung mit verschiedenen derselben als Zeichen für mehrere Töne zu qualifiziren. – Daß sie dadurch die Sache verbesserten ist ausser Zweifel, ob sie sie aber unverbesserlich verbesserten ist nicht so ganz unstr eitig. Wenn das bloss e durch verschiedene Akzentation ein Zeichen für mehrere Töne wird, die nicht bloß Modifikationen dieses e , sondern eigne, durch ihre Edition generisch von demselben verschiedene Töne sind – wird es dieß dann, ohne dem¹ Werthe, den sie in der Reihe der übrigen behaupten zu nahe zu treten,² ohne die natürliche Ordnung derselben zu stören? Es bleibt einmal ausgemacht, daß die Hauptsache die Aufmerksamkeit des Betrachtenden allzeit eher an ⁷⁸ sich zieht, als das bloss e Anhängsel desselben; der Gedanke an den Ton, den die Akzentation charakterisirt, wird auf diese Weise immer erst das Produkt des Gedankens an jenen seyn, den das Zeichen ohne Akzentation darstellt, wenn gleich die Art ihrer Edition nicht in demselben Verhältniß gegen einander steht.

Ist es denn eine gar so grosse Sünde, Tönen, die nicht miteinander verwandt sind auch Zeichen zu geben, die es nicht sind, und wenn sich nicht schon wirklich dergleichen vorfinden, neue festzusetzen?

i, ü, y, ie, j

i , $ü$, y sind einander synonym.³ So sagt wieder der wirkliche Gebrauch den Foderungen⁴ der Sprachgebiete zum Troze. Doch ⁷⁹ ist man, was das i und y betrifft schon so ziemlich übereins, daß es zwischen ihnen beiden der Fall ist; das y ist deswegen schon sehr in Abschlag gekommen, und beinahe nur mehr in ursprüng-

¹ „Ohne“ auch hier mit dem Dativ, vgl. Vorwort S. XIII f.

² Zu „treten“ s. Vorwort S. XIV.

³ Ursprünglich: „sinonim“.

⁴ Zu „Foderungen“ s. Vorwort S. XIV.

lich Griechischen Wörtern üblich – etwa um zu zeigen, daß dieß Griechische Wörter sind! – Nur die Verschiedenheit des *i* und *ü* wird noch von mehreren sehr hitzig demonstrirt. Sie wollen dem *ü* den Ton *y* ankuppeln. Allein man beobachte nur, und entscheide, ob dieser auf Deutschem Boden einheimisch, oder blos erst in neuern Zeiten über den Rhein herüber gebracht worden ist. Zu wünschen wäre es ja, er käme auch hier bald in allgemeinen Gebrauch; bei den vielen Unbestimmtheiten wäre die Eroberung
 80 jedes neuen charakteristischen Tones ein Gewinn für die Deutsche Sprache. – Allein der Punkt der Sprache ist ein Punkt, über den nicht die Stimme, die That Einzelner; sondern nur der thätige dauernde Beifall von Tausenden festzusetzen vermag. – Dem Zeichen *ü* kömmt also gegenwärtig nur der dem *i* eigne Ton zu mit der Eigenthümlichkeit, daß er die Verwandlung des Tones *u* in *i* bemerkt, und auf eine ähnliche Weise wie *ä*, *ö* umgeformt, und der Natur der Schrift näher geführt werden kann.

Von sonderbarer Art und ein würdiger Anfang zur Einführung des Englischen und Französischen Pronunziationschaos ist das *ie*. Die Gramatik sagt darüber: Es ist kein Doppellauter, und nichts
 81 anders als das simple *i*, das aber verlängert ausgesprochen werden muß, welches das angehängte *e* anzeigt.

Das *i* wird verlängert ausgesprochen! Worin besteht nun diese Verlängerung? Nur im Verhältniß gegen einander können Silben bald lange bald kurz ausgesprochen werden = wird nun eine einzig stehende von einem andern als unordentlich und singend sprechenden verlängert pronunziert werden können? Zeigt sich ein Unterschied in der Pronunziation der ersten Silbe in den Wörtern Liebe, Lüge, zielen, hüllen, die, sie, Mühe, Wien, Wind u.s.f.?

Und das *e* zeigt an, daß das *i*, dem es beigesezt wird, verlängert auszusprechen sey! – das *e*, selbst ein Zeichen für einen Sprachton erhält hier das Ehrenamt, nichts zu thun!

Könnten nun alle diese synonymischen Zeichen für das *i* dem
 82 Rufe der Verbesserung zu Folge wirklich mit Fug bei Seite geschafft werden, da die Bedeutung so vieler Wörter blos durch den Gebrauch derselben bestimmt und gesichert wird? Wie wird man z. B. *wieder* von *wider* unterscheiden = wird daraus nicht eine unvermeidliche Verwirrung entstehen? Allein wenn das Ohr un-

terscheidet und nicht verwirrt wird, so wird es doch auch das Auge können – man spricht mehrere Wörter auf dieselbe Art und misverstehet sich doch so selten: man wird also wohl auch mehrere Wörter auf dieselbe Art schreiben dürfen, ohne daß daraus ein größerer Misverstand hervorgehn sollte. Will man ja auch¹ diese² verbessern so fange man bei der Sache und nicht beim Zeichen an. Das j (Jota) entspricht dem i = ja, Jahr ia, iar.

o, oo

- ⁸³ Entsprechen bald dem Tone o, bald dem Tone ω, doch öfter jenem als diesem.

u.

Dieß Zeichen verläugnet selten seinen eigenthümlichen Ton, den Ton u. Nur in den Wörtern Hund, Zunder, Brunst u.s.f. wird es zum ũ. Das unnatürliche Französische ou scheint dem Kredit dieses einfachen, natürlichen Zeichens schon etwas Abbruch gethan zu haben. Daß man so gerne das einheimische Gute gegen ausländisches Schlechtes, und so ungerne das einheimische Schlechte gegen ausländisches Gutes³ vertauscht!

Doppellaute⁴.

Die übliche Bezeichnung der Doppellauter läßt es unbestimmt ob sie solche sind oder nicht, ob sie eine oder zwei Silben ausmachen.

ae, ai, ao, au.

- ⁸⁴ *ae* als Doppellauter ist nicht gewöhnlich.
ai lautet selten äi, meistens ai, Kaiser, Mais.
ao Verhält sich wie ae.
au lautet stäts wie äü.

ea, ei, eo, eu.

ea wie ae.
ei lautet hier wie äi, dort wie es sollte eï = väib, vëib Weib.
eo wie ea.

¹ und ² Beide Worte wurden nachträglich eingefügt.

³ Ursprünglich versehentlich: „Schlechtes“.

⁴ Ursprünglich: „Doppellauter“.

eu. Die Pronunziation dieses Doppellauters hat dasselbe Schicksal wie die des *ai*.¹ Hier spricht man es *äi* fräide, dort wie *ei* frēide, und nirgends, wie man sollte *ëü*.

ia, ie, io, iu.

Unter diesen ist keines, selbst das *ie* selten als Doppellauter üblich.

85

oa, oe, oi, ou.

Keines von diesen ist in der hochdeutschen Sprache üblich.

ua, ue, ui, uo.

Mit diesen ist es derselbe Fall.

Mitlaute².

b, p. Pronunzirte Namen *be, bi*

Das *b* entspricht dem Tone *b*; *p* ist das doppelintonirte *b* oder das *b*. Man hat auch ein *pp*, dieß müßte, analogisch zu schliessen das doppelintonirte *b* selbst seyn, allein es ist im Grunde dasselbe *b*, denn die Grade der Intonation steigen nicht so hoch, wie man hier voraussetzen müßte.

86 Das Zeichen *b* bleibt seinem Tone nicht in allen Fällen getreu; es adoptirt oft den Ton *v*: z. B. in Haben, Lieben, Leben, Glauben und ihresgleichen. Wollte man daher diese Wörter dem Grundgesetze der Schrift consequent schreiben, so würden sie dieß Aussehen bekommen = *livân, hāvân, lēvân, glāvûvân*.

Dann würde man aber auch, um sich gegen die grammatikalische Ableitung nicht gar zu sehr zu verstossen, sprechen und schreiben müssen: (*ηr*) *livd, livde – levd, lēvde – glävvd, glävvdē* anstatt (*er*) *liebt, liebte – lebt, lebte – glaubt, glaubte.* – Dadurch würden sich eben diese Wörter der Form der Englischen, mit denen sie gleichen Ursprung haben mehr nähern; den Wörtern
87 (*to*) *love, have, live, believe* u.s.f. welche ebenfalls in gewissen grammatikalischen Modifikationen zu (*he*) *lov's, lov'd* etz. werden. – Oder sollte man gegen die Pronunziation *livd, livde* Einwen-

¹ Unleserlich: „ai“ oder „ei“.

² Ursprünglich: „Mitlauter“.

dungen machen, so will es ja selbst die Gramatik nicht, daß man *liebt, liebte*, sondern *liebet, liebet* spreche und schreibe.

Aber nicht blos in dieser Art Wörtern, auch in sehr vielen andern legt der Deutsche seinem b gerne den Ton v bei. *livu, lāvōrādōr* = Libu, Laborator u.s.f. –

d, t, dt, tt, th, P. N.¹ de.

D hat den Ton d; – t, dt, tt, th, sind meistens das d. t und th sind oft mit dem rohen nichtlauten Lungenton h begleitet, und
88 entsprechen daher der Tonzusammensetzung dh. Ton, Athen, Tabor, Tand = dhôn, adhên, dhāvōr u.s.f.

Dieß dh tragen die Deutschen gewöhnlich auf das t fremder Sprachen über, wo es aber nicht so einheimisch ist. tempo = dhēmbo; le tartuffe = dhardÿf statt dardÿf.

f, ph, v. P. N. η f, bhiha, fäü.

Alle drei haben den Ton f. Das ff ist das f. iōsηf, fādf.

g, k, ck, c, ch. P. N. ge, gha, dsegha, dse, dseha.

g ist der Ton g, – k, ck, c, ch sind meistens g.² k, ck entsprechen³, so oft sie vor einem Selbstlauter stehen dem gh. ghēnig
89 gharg. Die Übertragung dieses gh auf das k, c, ch fremder Sprachen ist ebenfalls ein gewöhnlicher Fehler der Deutschen. Das c und ch lauten nur vor a, u, o und vor Mitlautern wie gh, g z. B. ghōrdes, glāra = Cortes, Clara – gharāgd, Grīsdus = Charakter, Christus; denn in den übrigen Fällen bezeichnen sie ganz andre Töne.

In Gang, Klang, Zunge, tränken u.s.f.⁴ entspricht das ng dem g – also gag, glag, dsüge, dr^aggân. Auf gleiche Weise lauten nach einer sehr gewöhnlichen Aussprache die Wörter Wagen, sagen, hegen und ihres gleichen väg, säg, hēg etz.

¹ „P. N.“ steht hier und in den folgenden Überschriften als Abkürzung für „Pronunziation“.

² Nachfolgendes „Das k“ wieder durchstrichen.

³ Ursprünglich: „Sie entsprechen“.

⁴ „u.s.f.“ wurde nachträglich eingefügt.

h. P. N. ha.

90 Korrespondirt dem Tone h mit verschiedner Heftigkeit der Intonation. h steht sehr oft in Wörtern ohne ganz und gar einen Ton anzuzeigen. Es zeigt nur an, daß die Silbe, in der es vorkömmt, verlängert müsse ausgesprochen werden; so sagt man = man denke an das ie!

l. P. N. el.

Entspricht dem Tone des l, ll ist l̄. In Schäffel, Schlüssel und ihresgleichen entspricht das el dem l̄ = also $\int_{\text{el}}^{\text{a}}\text{f}l̄$, $\int_{\text{l̄}}^{\text{u}}\text{s}l̄$

m. P. N. êm.

Korrespondirt mit dem Tone des m. In Helm Enthusiasm¹ hat es den Ton m̄ = helm̄, êndhūsiāsm̄. Die Wörter Leben, geben, 91 haben, lieben lauten nach einer sehr gewöhnlichen Aussprache lēm, gēm, hām, līm u.s.f.

n. P. N. ên.

Das n. Nach einer häufigen Aussprache entspricht das en in den Wörtern strecken, wanken ehren und ihresgleichen dem n̄ = also $\int_{\text{dr}}^{\text{e}}\text{g}n̄$, $\text{v}ggn̄$, $\bar{\eta}rn̄$ u.s.f.

r. P. N. 7r.

Das r. In den Wörtern Haber, Winter z. B. ist das er dem t konvenient = also hāv̄r, vīnd̄r u.s.f.

s. P. N. 7s.

92 Entspricht dem Tone des Zeichens s; ss, ß sind s̄. Das s verläugnet seinen Ton manchmal, denn vor p und t usurpirt es den des Zeichens f. Z. B. $\int_{\text{br}}^{\text{a}}\text{p}y\text{e}$, $\int_{\text{b}}^{\text{h}}\text{i}n\text{e}$; $\int_{\text{d}}^{\text{w}}\text{o}l\text{d}s$, $\int_{\text{d}}^{\text{u}}\text{r}m̄$ = Sprache, Spinne; Stolz, Sturm.

w. P. N. ve.

Bleibt seinem Tone v immer treu.

ch. P. N. ɔseha.

Dieß zusammengesetzte Zeichen entspricht dem einfachen Tone des ɔ; doch dieß nicht in allen Fällen; denn in mehrern schon angeführten lautet es wie ḡ, gh̄. z. B. Ochs, = oḡs̄ u.s.f.

¹ Vgl. S. XII.

sch. P. N. ṛṣ̄dseha.

Ein noch zusammengesetzteres Zeichen für den eben so einfachen Ton des *f*. Es wird auch oft zum \bar{f} , ohne in diesem Falle besonders charakterisirt zu werden. mēṅf̄ñ = Menschen.

93

q. P. N. ḡhu.

Steht allzeit vor u, und entspricht mit diesem der Tonzusammensetzung ḡv. Quelle, Qual = ḡv̄ele, ḡval u.s.f.

x. P. N. iḡṣ̄.

Entspricht der Tonzusammensetzung ḡs; āḡṣ̄ur, Axur. Die Deutsche Gramatik hat dieß Zeichen in ihren einheimischen Wörtern schon beinahe ganz ausgemustert. Man möchte meinen, sie hätte es gethan, um dem Urgesetze der Schrift eine kleine Huldigung zu erweisen; allein es zeigt sich, daß sie nur eine Uebertretung¹ desselben mit einer andern verwechselte. Man schreibt statt Ox, Bux nicht oḡṣ̄, buḡṣ̄; – sondern Ochs, Buchs u.s.f.

z, c, t. P. N. ḍṣ̄ṇḍ etz.

94 *z* entspricht der Tonzusammensetzung ḍṣ̄ oder ds; *tz* hat keine weitere Bedeutung. *c* ist nur in jenen Fällen dem ds konvenient, in denen es dieß nicht dem Tone *g*, ḡ, ḡh ist; *t* nur dann, wenn es vor zwei Selbstlauten steht.

Die Deutsche Schrift hat, so wie ihre eigenthümliche Form des Alphabets auch eine eigenthümliche Art, ausgezeichnete Anfangsbuchstaben zu gebrauchen. Denn nicht blos dem Individualnamen oder dem ersten Worte eines Satzes, sondern jedem, dem die Gramatik den Titel Hauptwort giebt, muß man nach der Forderung² der Orthographie die Ehre eines solchen Buchstaben widerfahren lassen. Ob nun dieß ein Vorzug der Deutschen Orthographie seyn mag? –

95 Warum nicht, so lange die Gramatik wie sie ist, existirt!

Die Erfahrung zeigt es manchmal nur zu fühlbar, daß nicht eine Sprache alle Völker unsers Planeten vereint, sondern daß

¹ Zu „Übertretung“ vgl. Vorwort S. XIV.

² Zu „Forderung“ s. Vorwort S. XIV.

fast jedes durch seine eigne von den übrigen mehr oder wenig isolirt wird. So widerwärtig diese Einrichtung jedem philosophischen Ohre klingen mag, so nothwendig folgte sie doch aus der Natur ihrer produzierenden Umstände. Man blicke zurück in die grauesten Epochen der uns bekannten Menschengeschichte, wohin man die ersten Schritte der Konsoziation gewöhnlich versetzt. – War nicht schon die Gestalt des Globus Ursache genug, 96 grössere oder geringere Haufen seiner vorzüglichsten Bewohner, ungeübt, Gebirge, Flüsse, See'n und Meere zu übersetzen auf hundertfältige Art mehr oder minder genau von allem wechselseitigen Kommerz abzuschneiden? Und wie schnell und leicht konnte sich bei solchen isolirten kleinern Massen, wo die wechselseitige Berührung derselben Individuen viel häufiger vor sich gehen mußte, jene Korrespondenz des ganzen äussern Lebens erzeugen, deren hauptsächlichstes und nothwendigstes Produkt gemeinschaftliche Verständlichkeit, gemeinschaftliche Sprache war. – So entstanden ganze Nationalsprachen wie z. B. die Gothische.

Die nemlichen Umstände, die zur Entstehung verschiedner ganzer Nationalsprachen beitrugen, waren mit diesen noch nicht 97 erschöpft; ihr Wirken währte auch izt¹ noch immer fort, es entstanden also nun die Arten jener, die Provinzialsprachen, welche bei aller Gattungsähnlichkeit der Art nach manchmal bis zur Unverständlichkeit von einander differiren. So die Arten der Gothischen Nationalsprachen in Schweden Norwegen, Dänemark, Holland, in den verschiednen Provinzen Deutschlands und in der Schweiz. (England kann wegen zu greeler Vermischung seiner Sprache mit den Töchtern der Lateinischen nicht mehr hieher gerechnet werden.)

Es wäre möglich, daß sich diese Spracharten mit einer anhaltenden Reihe von Jahren so sehr in sich selbst charakterisirten, daß sich zuletzt auch nicht einmal mehr ein Kennzeichen der Gattung 98 an ihnen auffinden liesse. Allein dem Eintritte dieses Falles ist durch den Gebrauch der Schrift hinlänglich vorgebeugt.

Es hat also jede der Gothischen Spracharten seine Schrift? Die in Schweden, Dänemark und Norwegen und Holland wohl nicht so aber die in den Provinzen Deutschlands und in² der

¹ Zu „izt“ vgl. Vorwort S. XIV.

² „In“ wurde später eingefügt.

Schweitz. Hier riß eine einzige das Vorrecht der Schrift an sich. Sie wurde des wegen die Sprache aller derjenigen aus was immer für einer Provinz, denen der Umgang mit dieser (der Schrift) ein unentbehrliches Bedürfniß ist, die Sprache aller Gebildeten und legte sich den Titel: Deutsche Schriftsprache, Hochdeutsche Sprache, und im Munde des Ausländers Deutsche Sprache überhaupt, bei.

Es ist allerdings gut und lobenswerth, daß auf eine solche Weise alle Provinzen Deutschlands gewisser Massen durch eine
99 einzige gleiche Sprache vereint werden; ja es wäre zu wünschen, daß sich der so geartete Gebrauch einer bestimmten der Gothischen Spracharten auch auf jene Nord- und Niederländer erstreckte; nur ist die Frage, welche von allen denselben ist dieser Auszeichnung am würdigsten? –

Mit der Sprache verhält es sich wie mit allen Gegenständen der Konvenienz; das was der Beurtheiler selbst hat, ist ihm das vollkomete, alles übrige ein Ziel seines Spottes oder seiner Verachtung. Menschen, die verschiedene Provinzialsprachen reden, können sich übereinander nicht statt witzeln; der welcher sich der Schriftsprache bedient, sieht mit Verachtung auf jenen nieder, der dieß nicht thut; und er hat auch Recht, wenn dieser unter die Klasse der Gebildeten gerechnet seyn will, und einem so
100 wesentlichen Stücke nach, wie die Sprache ist, unter den Ungebildeten bleibt. Gilt aber der verachtende Blick jene¹ Sprachart, die nicht Schriftsprachart ist, an sich, so ist er die lächerlichste unter den Lächerlichkeiten; denn was braucht es, um jede dieser Spracharten auch zur Schriftsprachart zu machen mehr, als in ihr zu schreiben, zu dichten, in ihr zu predigen, zu philosophiren, und die Geringschätzung die sie traf – weil nur Rohe sie gebrauchten, dadurch zu aboliren, daß sie auch der Zunge Gebildeter gewöhnlich wird? – Würde man einmal einen solchen Versuch machen, so ist vorauszusetzen, daß vielleicht keine der bestehenden Schriftsprachart an irgend einer gramatikalischen Spracheigenschaft etwas nachgeben, daß vielmehr manche an Manigfaltig-
101 keit und Reitz für das Ohr sie übertreffen dürfte. –

¹ „Gelten“ auch hier wieder mit dem Akkusativ wie S. 21 o. Fußnote 1–3; vgl. dazu Vorwort S. XIII.

In der That, wenn man auch der bestehenden Schriftsprachart (wie es anders nicht wohl thunlich ist) in ihren Anmassungen nichts entgegensetzen will = so wäre es doch immer in so manchen Rücksichten eine Sache von Wichtigkeit, auch den übrigen Spracharten den Vortheil der Schrift nicht zu versagen. Man sieht freilich hie und da schon dergleichen Proben, aber gewöhnlich ist ihr Aussehen nicht am anzüglichsten¹. Denn man schrieb so, daß die genannten Spracharten die² Gestalt³ einer verdorbnen Schriftsprachart annahmen, was sie doch im Grunde ganz und gar nicht sind. Zudem langen die gewöhnlichen Charaktere, mit denen man die Sprachart der Gebildeten schreibt zur bestimmten
102 Bezeichnung all der Töne, die in jenen vorkommen, nicht hin; daher konnten die bisherigen Schriften dieser Art nie so vollkommen ausfallen, wie sie es eigentlich sollten.

Hier ein Paar Proben andrer Art, geschriebner in Deutschland vorkommender Spracharten.

Hä hōüđ gsagđ, māg fωl i wūxi gēi, a viēđ ma mā bfa hġā feīān. Vos dōüđ diēđs mīđānānā ghōüst? Mā lēis mōīla, vēi fl gōūa hōüsd dū dēn fōā?

Er hōđ gsagđ, māng sol i nō gēā, er verd mā māī ros her fiērn

i hō wōlva sar, hāīđ verd a rŕχds dūnāvēda ghēmā.

103 gēi dū hōsd māś nēđ glabđ! -

đirōla sān luđi,

đirōla sān fŕo;

si drīgha⁴ iēr Vāīna!

ūnd dāndsñ a so. -

Hr had dsū miēr gsagđ, si sēīa nit da gevēsa.

ne, das i/ falōga. u.s.f.

¹ Zu „anzüglich“ vgl. S. 7 Fußnote 3.

² und³: Beide Worte im Original versehentlich wiederholt und durchstrichen.

⁴ Das h in „drigha“ wurde nachträglich eingefügt.

III

Schriftunterricht wie er seyn könnte und sollte.

Mit lichten, richtigen Begriffen über die eigentliche Natur und die Gesetze der Schrift ausgestattet, was kann einem Lehrer von
104 übrigens unverdorbnem Sinne leichter seyn, als einen Zögling von eben so natürlicher Empfänglichkeit auf die angemessenste Art über denselben Gegenstand eben so lichtvoll und richtig zu unterrichten?

Welche Zartheit des Alters ist fähig einen solchen Unterricht zu empfangen, so zu empfangen, daß sie den Gegenstand desselben nicht bloß in sich hinein memoriren läßt, sondern daß sie ihn mit eigner Anstrengung selbst erobert und dadurch das Bewußtseyn eigner Kraft, das einzige wahre Triebrad erhöhtern Lebens in sich mehrt und befestigt. Freilich ist auch hier wieder der Vater, die Mutter, der beste Lehrer, die beste Lehrerin; das Verhältniß zwischen Eltern und Kinde giebt eine ganz eigne mutuelle Verständlichkeit, die der Miethling, er nenne sich Haus- oder Schul-Lehrer nur selten zu erreichen im Stande ist.

105 Der manchmal wider Willen sich aufdringende Gedanke: um Brod lehr ich euch – um Brod lehrt er uns! = bleibt doch immer ein sonderbarer Gedanke! – Allein wer ändert den Stand der Dinge, der uns nun einmal Haus- und Schul-Lehrer zum unerläßlichen Bedürfniß macht? Giebt es doch schon hie und da auch Lehrer dieser Art, denen der Name Miethling, in mehr als äusserer Hinsicht gegeben, eine reele Beleidigung wäre, wahre väterliche Lehrer! Diese werden auch beim Unterricht in der Schrift alles das leisten können und wollen, was mit ihrem ehrwürdigen Charakter, als ächte Stellvertreter¹ zur Erziehung unfähiger, durch fehlende äussere und innere Bedingungen dazu unfähiger Eltern nicht im Widerspruch steht.

Viel leichter ist die Bürde des Hauslehrers als die welche auf dem Rücken des Schullehrers lastet.

106 Der Mensch, vorzüglich der noch unverdorbnen verliert sich nicht gerne unter dem Gemenge der Mehrheit, er liebt die Aus-

¹ Zu „Stellvertreter“ vgl. Vorwort S. XIV.

zeichnung seines Ich's. Reizlos klingt ihm das Ihr, worunter er sich so unbestimmt verstanden fühlt; das individuelle Du ist seinen Selbstbestimmungsnerven verwandter. Person gegen Person mit dem Lehrer lernt daher der Zögling am liebsten, denn so kann er die Sache des Unterrichts nach seinen Bedürfnissen auf alle Seiten wenden und erforschen; da er sie auf jede andre Art nur nach den Umrissen sehen, manchmal nicht genug, nicht deutlich sehen kann, in denen man sie der Mehrheit gewöhnlich zeigt.

Dieser Eigenheit Genüge zu leisten steht fast immer in der Macht des Hauslehrers; denn die Anzahl seiner Lehrlinge wird
107 sehr selten zu der Grösse anwachsen, die ihn ausser derselben versetzen könnte; was bei dem öffentlichen, dem Schul-Lehrer meistens der Fall ist.

So zuversichtlich es daher zu erwarten ist, daß der Sokratische Schriftunterricht für Eltern und Hauslehrer ausführbar und von all der gesegneten Wirkung seyn werde, die ihm natürlicher Weise folgen muß: so viel Bedenklichkeiten¹ leidet es auch, ob sich dieß für Lehrer in grössern Erziehungsinstituten oder ordentlichen Stadt- und Landschulen eben so verhalten dürfte; – und Lehrer dieser Art sind doch die Wege, auf welchen beiweitem der Majorität der Menschen das Bischen Kenntniße zugeführt wird, die man ihr von gewissen Stellen aus zukommen zu lassen, für gut hält, was also für diese Wege nicht paßt, wie kann das als
108 als Sulevament² der bedrängten Menschheit erscheinen?

Allein = diese Bedenklichkeiten = sind sie bloß eingebildet, bloß Produkte ängstlicher Anstrengungscheue, oder sind sie reel?

Man setze einen Schullehrer, in den meisten Stücken das Gegentheil der gewöhnlichen, einen Schullehrer, der nicht so fast um Brod, als um Ehre und eignen innern Genuß seinem Amte obliegt, man setze den würdigen Ovealeso, – wie unterrichtet er seine Zöglinge in der Schrift?

Die Anzahl aller derjenigen, welche seine Schule besuchen beläuft sich ziemlich hoch; denn er giebt in mehrern Zweigen menschlicher Kenntnisse Unterricht. Nach diesem Unterrichte sind sowohl die Zuunterrichtenden als auch die Lehrstunden

¹ Im Original versehentlich: „Bedenklichlichkeiten“.

² Irrtümlich wohl für Sublevamen. Vgl. Vorwort Seite XIII, 4.

109 verschieden und zweckmässig eingetheilt. So hat auch der Schriftunterricht seine bestimmten Zeiten und Zuhörer. Diese bilden zweierlei Klassen, eine Klasse von solchen, welche noch gar nicht mit der Schrift bekannt sind, und eine zweite von solchen, welche sie schon kennen, und sich in ihrem Gebrauche üben.

Die erstre ist es, der er als der wichtigsten in den ersten Tagen des eröffneten Unterrichts seine grösste Aufmerksamkeit und Anstrengung widmet = in den ersten Tagen; denn es kostet ihm nicht mehr als etliche Tage, um die meisten Mitglieder derselben in den Stand zu versetzen, in die zweite Klasse vorzurücken. So wie überhaupt die Stunden seines Unterrichts Stunden der Ergötzung seiner Schüler sind, so sind es die ersten Lektionen, die 110 er den Schrifthanfängern giebt um so viel mehr, da sie sich gewöhnlich noch im Alter des Steckenpferdes und der Puppe befinden. Kleine Experimente, wechselseitige Erzählungen, Räthseln u.s.f. machen ihren Inhalt aus. Diese erzeugen gegenseitige Vertraulichkeit und führen unvermerkt auch auf den Hauptzweck des Lehrers.

Er erzählt z. B. einem bestimmten seiner kleinen Konversationsfreunde von stummen Menschen, und wenn es dessen Mige-
 111 fühl erregt hat wirft er ihm die Aufgabe auf, wie es ein solcher machen müßte, um sich andern eben so verständlich mitzutheilen als es durch die Sprache des Mundes geschieht, oder (Individualität zieht mehr an,) was er thun müßte, um einem Fragenden anzuzeigen, wie er heiße? Mit Aufgaben dieser Art, die sich aus der Betrachtung der Vortheile, welche die Schrift den Menschen gewährt, häufig ziehen lassen, läßt er sie sich so lange herumtummeln, bis er glaubt, daß sie im Verstande eines jeden bleibenden Eindruck gemacht haben.

Mit der Auflösung derselben von ihrer Seite sieht es gewöhnlich sehr schwierig aus: dieß und der wechselseitige Wetteifer macht die Anstrengung darnach nur desto inniger, desto allgemeiner. Man kömt auf verschiedene Entdeckungen; vorzüglich die Zeichensprache soll alles auflösen = allein es zeigt sich denn doch immer, daß sie dazu noch nicht hinlangt. Die Wortsprache ist so auffallend als Bedingung mit im Spiele.

112 Man fällt auf diese, man bemerkt, was der Mund – die übrigen Organe dabei zu thun haben = die einfachen Töne – ein kleiner

Anstand,¹ und man erstürmt die Hauptsache, man kömt auf den Gedanken, diese Töne zu bezeichnen. Jeder Zögling bestimmt einige Zeichen für einige Töne, und mit diesen selbsterfundnen Buchstaben nun geschrieben = freilich nicht mit Feder und Papier – Kreide und Tafel, oder noch lieber ein Stock und eine ebne Sandfläche sind der ganze Schreibapparat.

Indeß macht man die Entdeckung, daß diese Buchstaben, diese Schrift nur in ihrem Kreise verstanden wird = eine kleine Verlegenheit, bis man erfährt, daß auch in der übrigen weiten Welt
 113 schon so etwas dergleichen, daß Buchstaben und eine Schrift eingeführt ist, die von einer ungleich grössern Anzahl von Menschen gekannt und in tausend verschiedenen Fällen gebraucht wird. Alles was nun übrig ist, ist die Kenntniß dieser Schrift, und eine gewisse mechanische Fertigkeit im Gebrauch derselben, welche in der zweiten² Klasse der Schriftzöglinge etwas langsamer erobert wird. –

So macht es Ovenaleso, und was hindert jeden andern, das nemliche oder etwas ähnliches zu thun?

Freilich muß man, um dieß zu können schon selbst so etwas von einem Ovenaleso seyn, von einem Ovenaleso an Wissen und Wollen; ist man's nicht = o dann! dann wird man trotz Bibliotheken von Mustern Sokratischen Unterrichts in der Schrift, bei
 114 dem bleiben, was Väter, Ahnen und Urahnern hatten – beim ABC.

¹ „Anstand“ hier nicht im Sinne von Anständigkeit, sondern, der Sprache des 18. Jahrhunderts entsprechend, in der Bedeutung von Schwierigkeit, Verzögerung.

² Ursprünglich: „ersten“, nachträglich durchstrichen.